

# VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Käte Grumbkow. Novelle von D. Dunker. — In einem Madrider Kaffeehaus. Von M. Garcia Hispano. — Das Haidehaus. Von T. v. Rathschüh. — Die Kunst im Hause (mit Abbildung). — Ein Sommertag. Von E. Friedrichsen. — Mosaik. — Unsere Illustrationen. — Notizen zu Mode und Handarbeit (mit Abbildungen). — Feine Küche. — Beschreibung des colorirten Stahlstich-Modenbildes vom 1. Juli. — Auflösung des Rebus und der zweifelhigen Charade Seite 192. — Schach. — Aufgabe. — Stat-Aufgabe Nr. 2. — Correspondenz.

### Käte Grumbkow.

Novelle von D. Dunker.

„Als meine Schwiegertochter noch beim Lantower Inspector in Pension war,“ sagte der alte, bisher so schweigsame Herr freundlich lächelnd, „standen außer den Wirthschaftsgebäuden nur wenige elende Hütten um den Hof.“

Dann bog er sich noch einmal zurück, in die nebelgraue flache Landschaft zu schauen, durch die der Bahnzug aufenthaltslos der Ostseeküste zufuhr, und ein Leuchten ging über seine ausdrucksvollen Züge.

„Meine Schwiegertochter“ war eine schlanke feingliedrige

Blondine, mit einem zierlichen Töchterchen an der Hand, das dem Großvater mit der aristokratisch vornehmen Haltung bei der Abfahrt von Berlin ein zärtliches Lebewol gesagt.

Die junge Frau war in ausgefuchtestem, künstlerischem Geschmack gekleidet gewesen. Weder ihre schlanke anmuthige Gestalt, noch ihre Sprache, die keinerlei Provinzialismen verwendete, ließen auf eine Erziehungsanstalt im Herzen pommerischer Landöde schließen. Wie war diese seltsame Combination zwischen Institut und Zögling entstanden?

Erst manches Jahr später sollte ich den Zusammenhang erfahren.

Johann Grumbkow gehörte zu jener weitverbreiteten

Menschenklasse, deren Glieder in ihren eigenen Augen niemals, was man im Welkenlauf gemeinlich „Glück“ zu nennen pflegt, haben. Zu seiner Rechtfertigung sei's gesagt, daß er mit dieser Ansicht, was seine Person betraf, nicht ganz Unrecht hatte.

Die Symptome der Glückslosigkeit hatten sich schon ziemlich früh bei ihm eingestellt, niemals aber überzeugender, als beim unerseßlichen Verlust einer vortrefflichen Frau, nur daß er dazumal, von rastlosem Unternehmungsfieber hin und her getrieben, gerade dieses Unglück zu unterschätzen geneigt schien.

Käte, sein einziges Kind, hatte kurz vor dem Tode der Mutter ihr neuntes Jahr zurückgelegt. Es war ein kleines



In einem Madrider Kaffeehaus. Von M. Garcia Hispano. Nach einer Photographie aus dem Verlage von J. Laurent u. Co. Madrid.

Hierzu colorirtes Stahlstich-Modenbild vom 1. Juli.



zartes Geschöpf, das mit wunderbar großen Augen fragend in die wunderliche Welt blickte.

Johann Grumbkow konnte aus seiner Tochter sein Lebenlang nicht klug werden.

Als er mit ihr an der Leiche der leidenschaftlich geliebten Mutter stand, um ihr eindringlich die Tiefe ihres Verlustes zu Gemüthe zu führen, blieb Käte starr und stumm; kein Wort kam über ihre Lippen, keine Thräne aus ihren Augen; spät Abends aber, als sie den Vater ins Wirthshaus gehen hörte, ballte sie das magere Händchen unter dem Deckbett und heiße Thränen stürzten aus ihren überwachten Augen: sie hatte ein dunkles Gefühl, daß der todten Mutter im Leben so ganz Unrecht geschehen sei und noch jetzt geschehe.

Als alles im Hause still geworden, stand sie leise auf und schritt mit nackten Füßchen zitternd in das große kalte Zimmer, wo die Mutter aufgebahrt lag, um die Einsame zu trösten. Mit der kleinen Hand fuhr sie liebevoll über das seltsam kalte blonde Haar der Entschlafenen, leise abgebrochene Tröstungen murmelnd; dann kroch sie, selbst getröstet, in ihr warmes Nestchen zurück. Am Begräbnistage schritt sie mit der alten Dienstmagd hinter dem Vater her. Sie war nicht zu bewegen gewesen, Hand in Hand mit ihm der Leiche zu folgen.

Am nächsten Morgen ging Käte wieder in die Schule und Niemand außer der alten Magd erfuhr, wie tief und leidenschaftlich das Kind seine Mutter betrauerte.

Nach einigen Monaten ließ Johann Grumbkow seine Tochter zu sich rufen. Er war seit dem Tode seiner Frau kaum mehr zu Hause gewesen, das Unternehmungsfieber hatte ihn von Ort zu Ort getrieben. Käte vernahm seinen Ruf, bleich und zitternd. Was konnte der Vater ihr zu sagen haben? — Nur eines: Clara Kuhlau, ihre Nachbarin auf der Schulbank, hatte ihr eine Stiefmutter prophezeit, und Käte war schon heimlich mit sich einig geworden, was von ihren kleinen Besitzthümern sie mitnehmen wollte bei der Flucht, wenn „jede eine Frau“ ihr todtes Mütterchen ersetzen sollte. War es schon so weit?

Mit beiden Händen hielt Käte ihr klopfendes Herzchen fest, sie wußte ja, was sie zu thun hatte, und muthig trat sie vor den Vater. Er legte die Hand auf ihren blonden Kopf und blickte sie einen Augenblick wehmüthig an, dann sagte er lakonisch: „Sonntag bringe ich Dich zur Tante nach Berlin. Sie will Dich zu sich nehmen. Du wirst dort in die Schule gehen und ein artigtes Kind sein.“ Käte wußte nicht, sollte sie lachen oder weinen, und da sie jede Gefühlsäußerung in Gegenwart des Vaters zu unterdrücken gewohnt war, so blieben ihr Lachen wie Weinen in der Kehle stecken.

„Was sagst Du dazu?“

„Nichts, Vater!“ stotterte Käte und wurde darauf, wie es ihr häufig geschah, als fühlloses, halstarriges Geschöpf aus dem Zimmer geschickt.

Nachmittags ging sie zu Clara Kuhlau in deren Garten vor der Stadt; sie war ja eingeweiht gewesen in das große Geheimniß der Berufung vor dem Vater.

Das kleine Mädchen erwartete die Freundin an dem blühenden Stacket. „Hat sie Dich schon geschlagen?“ rief sie ihr schon über die staubige Chaussee mit der Kindern eigenen grausamen Gemüthung entgegen.

Käte zwitscherte hell auf wie ein Vogel in der Morgensonne. „Es gibt keine Stiefmutter, Clara,“ rief sie zurück.

„Aber Du weinst ja doch, Käte?“ fragte das kleine Mädchen, als es die Freundin hinter dem Stacket bei der Hand hielt.

„Ich muß fort, nach Berlin; doch Mütterchen jagte immer, es sei schön dort, und Du mußt mich besuchen, Clara,“ und Käte trocknete lächelnd die Augen.

Mütterchens Worte sollten sich bestätigen: in Berlin war es so schön, wie sie gesagt, und noch viel — viel schöner.

Kätens Tante war ein feinsinniges altes Mädchen, das ganz allein stand in der Welt, ein Geschöpf recht eigentlich dazu geschaffen, Mutter zu sein, und den ganzen reichen, lang aufgespeicherten Schatz seiner Liebe schüttete sie nun über dies einsame Kind aus.

In dem Sonnenschein dieser Liebe erschloß sich Käten eine neue Welt; ihr reger Geist, ihr tiefes Gemüth sogen begierig alle die neuen, belebenden Einflüsse auf, wie die durstige Erde den Morgentau. Selbst der Einfluß der eigenen, innig geliebten Mutter war auf Käte niemals so stark gewesen, als das neue Leben, wie es sich unter der Fürsorge der Tante gestaltete. Johann Grumbkow's Frau hatte zu viel Kraft verbraucht in dem andauernden Kampfe gegen den gefährlichen Unternehmungsgestirb ihres Mannes, zu oft das Gleichgewicht für die fortwährend wechselnden Glücksumstände der Familie herstellen müssen, um sich mit ganzer voller Seele der Erziehung ihres Kindes so weihen zu können, wie ihre ältere Schwester es nun that.

Tante Sophie war das Ideal erziehender Liebe, die alles begreift und für alles das rechte Wort findet. Es gelang ihr sogar, was der Mutter nie hatte gelingen wollen, ein kleines Zweiglein Zuneigung für den Vater in Kätens Herz zu pflanzen.

Alle Kämpfe, die das alternde Mädchen einst gekämpft, alle Siege, die diese einsame Fraueneristenz ausgefochten,

kamen dem verlassenen Kinde zu Gute; es sah sich von der Milde, von der Harmonie umgeben, die ein geläutertes Schmerz, ein zur Ruhe gekommenes Menschenherz zu geben vermag.

Wenn Käte mit einer Küge aus der Schule nach Haus kam, die ihr kleines, rebellisches Herz als Ungerechtigkeit empfand, dann wog Tante Sophie haarscharf Recht und Unrecht ab; sie wußte jeder Zeit, wo dem Kinde ein Unrecht geschehen, wo es Tadel verdient hatte. Tante Sophie war niemals eilig, wenn Käte mit tausend Fragen an den Ladenfenstern der großen Stadt stehen blieb; Tante Sophie trieb niemals vorwärts, wenn Käte auf den Spaziergängen außerhalb der Stadt, auf den gelegentlichen kleinen Reisen, Blumen pflückte oder einem seltenen Schmetterlinge nachslog; Tante Sophie zürnte niemals, wenn Kätens Vorliebe für die kleine gefiederte Welt Dimensionen annahm, die für den Frieden ihrer sauberen behaglichen Häuslichkeit Gefahr bringend zu werden drohte, sie wußte ja, das Kind hatte bisher viel entbehren müssen und man war ihm Ersatz schuldig.

Käte hatte übrigens selbst der gütigen Tante nicht übermäßig schnell vertraut; ihr liebeentwöhntes Herz war nicht so ganz leicht zu gewinnen gewesen. Erst ganz allmählig hatte sich des Kindes Scheu unter der immer gleichen Güte und Milde ihrer Beschützerin verloren; erst nach und nach hatte es Käte verlernt, sich in einer erkünstelten Stimmung zu geben, erst ganz allmählig war sie aus sich selbst herausgetreten und hatte Geben und Nehmen gelernt in einfacher Natürlichkeit, in der herzlichen Hingabe, die ihrem Wesen so wol stand. Dem stark entwickelten Schönheitsgefühl Kätens, das durch das oft rohe, überreizte Wesen des Vaters, durch den unharmonischen Zug, der in der Häuslichkeit vorgewaltet, oft und schwer gelitten, erschloß sich von Tag zu Tage mehr eine Welt nie geahnten Glückes. Der sanfte Friede des Hauses, die Freude des Umgangs mit Genossinnen, die sie daheim nur sehr verkürzt genossen — Kätens Freundinnen hatten sich nur selten über die Schwelle des Grumbkowschen Hauses gewagt — das allmähliche Vertrautwerden mit der Kunst und ihren Schätzen, denen sie täglich nahe sein konnte, wurden ihr von Jahr zu Jahr neue Quellen der Glückseligkeit, reiften das eigenthümlich beanlagte Kind mit überraschender Schnelle.

In ihrem dreizehnten Jahre war Käte ihren meisten Kameradinnen an positivem Können weit voraus, überragte sie alle an Reife und Tiefe der Auffassung, an niemals irrendem Schönheitsgefühl, an warmer verständnisvoller Empfindung für die Schöpfungen der bildenden Kunst.

Johann Grumbkow hatte während der sechs Glücksjahre seiner Tochter, die er alljährlich einmal besuchte, wiederum kein Glück gehabt. Ein Unternehmen, welches ihm beim Tode seiner Frau höchst verführerisch erschienen war, hatte sich als ein durchaus trügerisches erwiesen. Er hatte seine Experimentaltheorie mit schweren Verlusten gebüßt und sich schließlich in ein Abhängigkeitsverhältniß zu einem großen Industriellen begeben müssen, in dessen Dienst er jahrelang Spanien, Italien und Frankreich bereiste, von wo er nun erfahrungs-, unglücklicher Weise aber auch plänereicher als je zurückkehrte, um seine Tochter aufs Neue verwaist zu finden.

Tante Sophie war ohne vorhergehendes Leiden an einer Lungenlähmung plötzlich gestorben und Käte stand am frischen Grabe der Geliebten, nur einen Wunsch im Herzen, auch dort unten ausruhen zu dürfen von ihrem kurzen, vielfach geprüften Dasein. In dieser Stimmung fand Johann Grumbkow sein einziges Kind: klug, tiefgründig, geläutert am Schmerze seines jungen Lebens, eine durchaus unbequeme Beigabe für des rastlosen Existenz, deren neues Emporbühen ihm gerade in diesem Augenblick über jeden Zweifel erhaben schien. In seinen Augen war wieder einmal „die Stunde da.“ Er mußte frei sein, dem Glück nachzujagen, das sich ihm endlich bot. Sollte er ihm etwa zurufen: Geh Deine Wege, ich kann Dich jetzt nicht brauchen? Er wußte, das Glück ließ sich so etwas nicht sagen, desto eher mußte es sich seine Tochter gefallen lassen.

Aber wohin mit dem halbwüchsigen Mädchen? Verwandte hatte er keine. In eine großstädtische theure Pension, wo sie in Ansprüchen erzogen würde, die er am Ende trotz seiner Visionen von Größe und Reichthum später nicht befriedigen könnte, — unmöglich! Bei ihm leben —? Es wäre das Natürliche gewesen. — Aber eine, so unbequeme Gesellschafterin ins Haus nehmen, gebunden, beobachtet sein in seinem Kommen und Gehen, Rücksichten nehmen, möglichen Falls ein Haus machen müssen — bei seiner Lebensweise ganz unthunlich! — Freunde —? Der unstäte Mann hatte wenig Freunde auf der Welt.

Da plötzlich fiel ihm einer ein, an den er Jahre lang nicht gedacht, ein Schulkamerad, den er oft ausgelacht, oft egoistisch mißbraucht hatte, ein gutmüthiger, aber beschrankter Patron, dem es auch nie recht geglückt war im Leben und der endlich im Dienst eines pommerischen Landedelmannes als Inspector einer kleinen Besatzung sich beschieden hatte. Jochen Lang! Der kam ihm gerade recht ins Gedächtniß. Das war's! Zu dem sollte Käte und zwar sobald als möglich.

Dort würde sie ihre blassen Backen so gut wie ihre „großstädtischen Allüren“ verlieren, wie Johann Grumbkow das ernst gefasste Wesen, den tiefen Blick, mit dem Käte dem Vater bis ins Herz zu sehen schien, bei sich zu nennen liebte.

Gelernt hatte übrigens das Mädchen nach seiner Meinung längst genug, nun mochte es sich in der Wirthschaft umthun, allenfalls beim Pfarrer noch ein wenig in die Lehre gehen.

Käte hatte von der Ankunft des Vaters einen gewaltigen Entschluß erwartet. Sie wußte, es galt ihm gleich, ob sie ihm als neunjähriges Kind, ob als fast herangewachsenem Mädchen gegenüberstand, er würde seinen Willen ohne jede Rücksicht geltend machen und sie fühlte ein tiefes Bangen in ihrer Seele. Als sie hörte, was der Vater mit ihr vorhatte, zog ihr die Aussicht auf völlige Einsamkeit fast wie eine Erlösung durch die Seele; tief ins Herz hinein hatte der Tod der geliebten mütterlichen Freundin sie getroffen, die Wunde blutete fort, und wie ein verletztes Wild trieb sie's, die Schmerzen in der Einsamkeit ausbluten zu lassen. Und einsamer als in Tantow konnte es wol nirgend sein.

Man stand schon im November, der stillen Zeit auf dem Lande. Die fremden Arbeiter, die während des Sommers bis in den Frühherbst hinein zur Hilfe auf Hof und Feld herbeigezogen wurden, waren für die Monate, welche geringere Arbeitskraft erfordern, bereits entlassen worden. Die Einwohnerzahl Tantows, das aus etwa elf niederen Häusern bestand, in deren jedem zwei Parteien wohnten, war eine außerordentlich geringe. Kirche und Pfarrhaus besaß das ärmliche Dorf nicht; es war eine Stunde Wegs entfernt in Altitz eingepfarrt, wohin auch die schulpflichtige Jugend pilgerte. Das sogenannte Herrschaftshaus war ein einstöckiges, langgedehntes Gebäude, aus rothen Ziegeln aufgeführt. Kein Baum beschattete seinen flachen Giebel. Die Seitenfenster sahen aufs Feld, die vordere Front auf den Gutshof, der rings von Scheunen und Ställen im Viereck umgeben war. Ueber die Scheunen fort erblickte man ein Stückchen Nadelwald, sonst nichts als flachen Ackerboden und in der Ferne den spitzen Thurm der Altitzer Kirche. Die Bewohner dieses primitiven einstöckigen Gebäudes waren Jochen Lang, der Inspector, Mamsell Fieken, ein altes Inventar des gräflichen Kleinbesitzes, und die Knechte und Mägde des Hofes.

Der erste Schnee war gefallen, als Käte in Tantow ihren Einzug hielt. Den Hümpel in der Mitte des unsauber gehaltenen Hofes bedeckte schon eine leichte Eiskruste und scharf wehte der Wind um die Ecken des freistehenden Wohnhauses. Johann Grumbkow und Jochen Lang saßen beim dampfenden Grog und erzählten sich „Schnurren“ aus ihrer Jugend, die sie mit überlautem Lachen begleiteten. Sie boten ein eigenthümliches Bild, wie sie in dem Halblight des großen kahlen Zimmers über den plumpen tannenen Eßtisch gelehnt, den zwei Kerzen unsicher beleuchteten, einander gegenüber saßen.

Der Eine von kurzer, untersehter Gestalt, den kugelrunden Kopf tief in den breiten Schultern, ein rothes aufgedunsenes Gesicht, um die breiten Lippen einen Zug harmloser Gutmüthigkeit, in den zusammengekniffenen Augen ein Blick von Schlaueit. Der Andere schlank und geschmeidig, ein kühn geschnittenes Gesicht, unstät blickende Augen, der Typus eines viel wagenden, wenig gewinnenden, viel beginnenden, wenig vollendenden Menschen. Es schien ihnen beiden bei diesem tête-à-tête sehr wol zu sein. Johann Grumbkow erzählte in blühendem Stil von seinen Unternehmungen, und Jochen Lang lautachte andächtig den Münchshauseniaden seines ehemaligen Schulkameraden.

Käte hatte sich derweilen in die entfernteste Fensterecke des geräumigen Zimmers zurückgezogen. Ueber die Scheunen und Ställe blickte sie durch den dämmernden Abend hinaus in die graue, scheinbar endlose Ebene, über die der aufgehende Mond sein bleiches Licht goß — so endlos, wie dies weite flache Land, so farblos wie dieses Bild wollte ihr das Leben erscheinen.

Am nächsten Morgen fuhr Jochen Lang den alten, in seinen Augen gewaltig hoch dastehenden Freund auf die Bahnstation und es blieb Käte fortan überlassen, sich so gut oder so schlecht in das neue Leben zu schicken, als sie es eben fertig brachte.

Die Schablone der einförmigen Tantower Welt war so fest vorgezeichnet, daß Käte beim besten Willen nicht viel dazu vermocht hätte, ihre Contouren zu verrücken. Zudem erlaubte ihre Stimmung ihr in den ersten Wochen kaum etwas anderes, als in völlig apathischer Weise den täglichen Gewohnheiten des Hauses zu folgen.

Jochen Lang liebte übrigens seine eigene Bequemlichkeit viel zu sehr, um sich auch nur im Geringsten um den äußeren oder inneren Lebensgang seiner blonden Pensionärin zu kümmern; da er aber dabei ein gutmüthiges Herz hatte, konnte es ihm nicht lange verborgen bleiben, daß Käten die vielgerühmte pommerische Landluft nicht sonderlich zuträglich zu sein schien. Ihre bleichen Wangen wollten sich absolut nicht röthen, was Jochen Lang am Ende nicht mehr verwunderlich finden konnte, als er bemerkte, daß sie seinen schmackhaften Gänsebrüsten und sonstigen geräucherten Herrlichkeiten kaum zusprach. „Wovon lebst Du eigentlich, Bläßmüthig?“ fragte



er dann wol gutmüthig verwundert und beruhigte sich bei seiner biedereren, passiven Theilnahme an dem anvertrauten Kinde.

Wovon leben! — Käte mußte es selber nicht.

Die kleinen Hülfeleistungen in der Wirtschaft, die Mamsell Fieken ihr zutheilte, hatte sie sich spielend zu eigen gemacht und führte sie mit der ihr eigenen Geschicklichkeit bald in der Hälfte der Zeit aus als ihre alte Lehrerin, der sie nach und nach fast unbemerkt die meisten ihrer häuslichen Pflichten abnahm; dennoch wollte der Tag kein Ende nehmen!

Ihr kleines Stübchen mit den nackten, kalkgestrichenen Wänden sah nach dem Felde hinaus, wo unter der Schneedecke die Winterjaat mühsam keimte. In diesem farblosen, unschönen Raum hatte sie all ihre kleinen Schätze aufgespeichert: ihre Schulbücher und Hefte, Jugendschriften in schönen goldgeprägten Einbänden, Tante Sophiens kleine Bibliothek deutscher Klassiker. Auf der steilen, scharfkantigen Kommode von ungebeiztem Tannenholz standen auf saubergesticktem Deckchen, von kleinen Andenken umgeben, die Bilder ihrer Freundinnen, in der Mitte Tante Sophiens Photographie, täglich mit einer frischen Epheuranke geschmückt.

Das war Käatens stilles Eden, in dem sie der Erinnerung lebte und fortstudirte, so weit es in eines fünfzehnjährigen Mädchens Kraft steht, sich selbständig zu leiten, sich inmitten einer Umgebung fortzubilden, wie die, in welche Johann Grumbkow es für gut befunden, seine reich begabte Tochter zu versetzen.

Wöchentlich zwei Mal ging Käte in den Religionsunterricht zum Pastor nach Altwitz, Sonntags in die Kirche. Das waren die Lichtblicke ihres Lebens, Lichtblicke unter dickem Nebel. Die freisinnige, humanistische Erziehung ihrer Tante hatte Käte einen weiteren Gesichtskreis erschlossen, als er im Pastorenhaufe zu Altwitz zu finden war. Pastor Krüger gehörte zu den Verbitterten im Lande. Er hatte sich zu Höherem berufen geglaubt, der Flug seiner Schwingen aber sich als trügerisch erwiesen und ihn nicht weiter getragen, als zu der Dorfpfarre im Herzen Pommerns: nun wußte dieser rechtgläubige Christ, der Hirte und Hüter einer einfachen, gutherzigen, arbeitsamen Gemeinde, aus seinen persönlichen Lebenserfahrungen nichts Besseres zu machen, als sie, in Gift und Galle verwandelt, über seine unschuldigen Pfarrkinder auszugießen.

Mit zürnendem Donnerwort schleuderte er von der Kanzel herab die vernichtende Gerechtigkeit des Himmels unter die erschrockene Einfalt seiner Gemeinde und stempelte die dumpf ihren Lebenspfad dahin Schlenkernden zu einer Schaar von Böfewichtern, denen keine Gnade auf Erden noch im Himmel vorbehalten sei.

Als Käte nach der ersten Confirmationsstunde den Mittag über in Altwitz blieb, da der Weg nach Tantor zu weit war, ihn zwei Mal in kurzem Zwischenraum zurückzulegen, hatte Pastor Krüger nichts Eiligeres zu thun, als den Geist der Berliner Schulen hämisch anzugreifen, den Prediger, der Käatens Unterricht bisher geleitet, einen Freigeist zu schelten, der mit falschem Humanismus experimentire, die Lebensanschauungen der verstorbenen Tante zu bemängeln, und schließlich nach einseitigem Disput — Pastor Krüger hörte wie viele Prediger und Schauspieler sich über alles gern selbst reden — das orthodoxe Haupt einer aristokratischen Gemeinde in der Westvorstadt Berlins in den Himmel zu heben.

Käte fühlte sich in der Seele der geliebten Todten tief verletzt; es war ihr noch nie begegnet, daß das, was ihr durch sie zu eigen geworden, angefeindet wurde, und überdies von einer Seite, deren äußerliche Autorität jeden Widerspruch unmöglich machte. Es war ihr zu Muth wie vor Jahren, als der Vater der todten Mutter ein Unrecht zugefügt, und in liebenden Gedanken tröstete sie die todte Tante, wie sie einst die verblüdete Mutter in ihrer Kindeseinfalt getröstet hatte.

Der kleinen, runden Frau Pastorin, der die Mästung ihrer Schweine und die bevorstehenden Schlachtstage mehr im Sinne lagen, als alle theologische Weisheit ihres Gatten, blieben die Schatten nicht verborgen, die über des bleichen Mädchens Züge flogen. Gutmüthig sprach sie von gleichgiltigen Dingen auf Käte ein, um sie zu zerstreuen, legte ihr die saftigsten Scheiben ihres Bratens vor, und Käte antwortete und aß, um der guten Frau nicht wehe zu thun; aber der Kummer ließ sie mühsam sprechen und noch schwerer schlucken.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Haidehaus.

Von C. v. Rathschütz.

I.

„Tantchen! Tante Leonore!“ rief die frische Stimme eines jungen Mädchens munter zur Thür des Zimmers herein, in dem eine alte Dame fleißig strickend saß, „jetzt weiß ich, was in dem großen Kasten ist, den der Onkel

immer so sorgsam verschließt! denke nur — ein Bild liegt darin, das Porträt einer wunderschönen Dame, mit schwarzen Augen und dunklem Haar! Ich sah es ganz deutlich durch das Fenster, als ich oben auf der Leiter stand am Weinspalier. Wer hätte das gedacht!“

„Aber Ise!“ erwiderte Tante Leonore vorwurfsvoll, „bist Du schon wieder auf die Leiter gestiegen! und wie hängst Du Dich da auf der Stuhllehne hin, gleich einem Schuljungen! denkst Du denn nie an Deine siebzehn Jahre und daß Du nun ein erwachsenes Mädchen bist?“

„Ach Herzenstante, das ist ja doch alles nicht schlimm; oben am Spalier sind die Trauben am reichsten — wie soll ich da hingelangen ohne Leiter! Aber da Dir mein Platz auf der Lehne nicht gefällt, will ich mir schnell einen andern suchen,“ und damit schob sich Ise ein Fußstüßchen dicht an die alte Dame und saß bald darauf ihr zu Füßen, den Kopf an ihre Kniee gelegt. „So!“ sagte sie, „hier ist's auch bequemer, aber nun höre zu und antworte mir. Wen mag das Bild wol vorstellen? und warum sah es der Onkel vorhin so sonderbar an und packte es dann schnell wieder in den Kasten, als hätte er sich selbst auf einer bösen That ertappt?“

Die alte Dame strich lieblosend über Ise's krauses Haar und sagte dann zögernd, als spräche sie nur ungern davon: „Ich habe das Bild zwar nie gesehen, mein Kind, aber ich kann mir denken, wen es darstellt; wenn Onkel Adolph ein Damenporträt aushebt, so kann es nur eines sein, das von Adline von Forstner, oder vielmehr von Reienstedt, wie sie zuletzt hieß. Aber ich meine doch, Du mußt Dich geirrt haben — wie sollte er dazu gekommen sein?“

„Reienstedt?“ frug Ise erstaunt. „Ist das eine Verwandte von uns? Ich habe nie von ihr gehört.“

„Es ist die verstorbene Mutter des jetzigen Besitzers von Johnstorf drüben; sie war früher Gesellschafterin bei der alten Baronin, der Großmutter des jungen Barons, und das schönste Mädchen hier in der ganzen Gegend. Dein Onkel Adolph und ich, so wie unsere kleine Schwester Adline, die damals erst vierzehn Jahr alt war, verkehrten eine Zeit lang viel mit den Lehnsvettern drüben, denn eine wirkliche Verwandtschaft ist nicht recht nachzuweisen. Aber dann war mit einem Mal Alles aus zwischen uns und ihnen, weil — nun weil das Fräulein von Forstner sich nicht gut gegen meinen Bruder benommen hat. Nachdem sie ihn lange in dem Glauben gelassen, seine Neigung zu erwidern, zog sie sich plötzlich von ihm zurück, und als Onkel Adolph in der Hoffnung, daß es nur der offenen Aussprache seiner Absichten auf ihre Hand bedürfe, hinüber gegangen war und sie fragte, ob sie seine Frau werden wolle, hat sie ihn abgewiesen — und sich sechs Wochen später mit dem jungen Baron verlobt, der erst vor kurzem von seinen Reisen zurückgekehrt war. Freilich machte sie eine glänzende Heirath, während ihr hier im Haidehaus nur ein sehr einfaches Loos beschieden gewesen, denn unsere Linie war von jeher unbemittelt, und Onkel Adolph hatte damals noch die Verpflichtung, für uns beide Schwestern zu sorgen. Adddy, wie wir unsere Adline immer nannten, im Gegensatz zu der Baronin drüben, war ihm und mir von unseren Eltern ans Herz gelegt worden. Adddy war noch Kind bei deren Tode und als es dem Bruder gelungen war, eine Stiftsstelle in Heiligensee für sie zu erhalten, wodurch ihre Zukunft sicher gestellt ward, hatte er sich endlich berechtigt geglaubt, an sein eignes Glück zu denken.“

Die alte Dame schwieg einen Augenblick. Ise, die aufmerksam zugehört, frug hastig: „Und was wurde aus der Baronin drüben, Tante? Hat sie der Onkel nie wiedergesehen, ist sie todt?“

„Nach der Heirath der Baronin war unser Umgang zu Ende. Onkel Adolph verbot uns streng jede Verbindung mit Johnstorf; ich habe den Befehl auch befolgt, aber unserer armen kleinen Adline hat dies viel Thränen gekostet. Sie liebte die schöne Namensschwester drüben mit solcher Schwärmerei, daß, wie ich fürchte, sie doch Mittel und Wege gefunden hat, weiter mit ihr zu verkehren. Sie war damals zu gern auf der Haide draußen, um nicht den Verdacht dadurch in mir rege zu machen, daß sie dort mit der älteren Freundin zusammentraf. Ich habe dabei absichtlich ein Auge zuge-drückt, denn das arme Ding hatte gar wenig Zerstreung hier, da ich den ganzen Tag in der Wirtschaft mich beschäftigte und der Onkel noch viel verstimmt und menschenfeindlicher war als jetzt.“

„Brrr!“ schüttelte sich Ise mit erkünsteltem Schauer. „Noch schlimmer als jetzt? Tantchen, er ist ja noch heut zu Tage ein wahrer Karabe! Aber Ihr seid Schuld daran, Ihr habt Euch so einschüchtern lassen — ich wollte schon mit ihm fertig werden!“

„Na, na, prahle nur nicht zu sehr, mein Herzchen!“ warnte die Tante lachend. „Wenn Dich der Onkel vorhin ertappt hätte, wie Fräulein Neugierde zu seinem Fenster hereinkam, wäre Dir doch wol der Muth vergangen! Aber freilich, ein so schüchternes Gemüth wie meine arme Adddy bist Du nicht, Kind! Ich denke oft, wenn sie etwas mehr Vertrauen gezeigt, wäre manches anders gekommen.“ „Und wann ist Tante Adddy eigentlich Stiftsdame gewor-

den?“ frug Ise weiter. „Ich höre so gern von ihr und weiß so wenig.“

„Als sie vierundzwanzig Jahre alt war, mußte sie zur Einkleidung ins Stift und sollte dann ein Jahr dort wohnen, so verlangen es die Statuten des Stifts,“ sagte Fräulein Leonore nachdenklich; „aber vorher hatten wir noch viel Kämpfe zu bestehen. Unsere Schwester wurde nämlich plötzlich sehr elend und litt so am Husten, daß der Arzt dringend gebot, sie nach dem Süden zu senden, den rauhen Winden hier zu entgehen. Davon konnte bei unseren beschränkten Mitteln aber nicht die Rede sein und angstvoll sahen wir dem Winter entgegen, als sich uns ein Ausweg bot, an den wir nie gedacht hatten. Der Gemahl der schönen Adline stürzte mit dem Pferde und verschied auf der Stelle — die junge Frau war also allein mit ihrem fünfjährigen Knaben und kam von ihrer Besingung am Rhein auf einige Zeit wieder hierher. Sobald sie von Adddy's Krankheit erfuhr, kam sie zu uns, zum ersten Mal seit der eingetretenen Entfremdung, und erbot sich, sie mit nach Italien zu nehmen, wohin sie mit ihrem Knaben abzureisen im Begriff stehe.“

„Es war nicht leicht, Onkel Adolph die Einwilligung dazu abzurufen, aber die Baronin brachte es fertig, und ich bekam Erlaubniß, alles zur Reise vorzubereiten.“

„Von der Zeit an ist Adddy eigentlich für uns verloren gewesen,“ fuhr die alte Dame mit wehmüthiger Stimme fort; „sie wollten nur sechs Monate ausbleiben, doch erst nach vier Jahren sahen wir sie wieder. Ihre Gesundheit besserte sich schnell, aber sie ging so vollständig auf in der Freundin, daß wir in der ganzen Zeit nur wenig von ihr erfuhren. Ihre Briefe waren kurze Reiseberichte, und als sie endlich zurückkam, war sie uns innerlich fast ganz fremd geworden. Es war auch nur kurze Zeit vor dem Termin ihrer Ueber-siedelung ins Stift Heiligensee und die Vorbereitungen dazu nahmen mich sehr in Anspruch.“

„Ging Tante Adddy gern hin?“ unterbrach Ise die Erzählung; „ich meine, Du hättest mir früher vom Gegentheil gesprochen.“

„Im höchsten Grade widerwillig! und hätte Onkel Adolph nicht schließlich einen Nachspruch gethan, wäre es am Ende nie dazu gekommen.“

„Und ihr habt sie dazu gezwungen!“ rief das junge Mädchen empört.

Die Tante lächelte. „Nun ganz so schlimm war's nicht! Wir hielten ihren Widerwillen dagegen nur für kindischen Eigensinn. Haidehaus fällt nach Onkel Adolph's Tode an Johnstorf zurück, weil mit ihm die Freiherliche Linie der Reienstedts (wie wir uns immer genannt, zum Unterschied von den Baronon drüben) ausstirbt. Adddy und ich hätten ganz mittellos dagestanden, also war das Stift eine glänzende Verjorgung für sie. Freilich,“ fuhr sie sinnend fort, „hätten wir gehaut, wie kurze Zeit sie überhaupt noch leben und wie wenig sie irdisches Gut brauchen würde — wir hätten sie nicht von uns gelassen.“

Ise legte schmeichelnd ihren Kopf an die Schulter der Erzählerin. „Sei nicht böse, Tantchen, daß ich Dich quäle, aber ich weiß immer noch nicht genug von Tante Adline. Wann starb sie — war ich da schon hier bei Euch?“

„Du warst seit vier Monaten bei uns, als Tante Adline nach Haus kam, um zu sterben,“ erwiderte traurig die alte Dame. „Ich war auf drei Tage nach Heiligensee gefahren, um meine Schwester zum ersten Mal in ihrem kleinen Häuschen, ihrem eigenen Heim zu besuchen. Aber ich kehrte wenig befriedigt zurück, denn das scheue, ängstliche Wesen, das Adline seit ihrer Rückkunft aus Italien gezeigt, hatte noch zugenommen; oft sagte sie mir unter Thränen: es ist nicht recht, daß ich im Stifte bin — ich hätte nicht hierher gehen sollen! Ich konnte keine andere Veranlassung für ihre Traurigkeit entdecken, als daß sie mit der Baronin aus irgend einem Grunde sich entzweit hatte und jeder Verkehr zwischen den Beiden abgebrochen war. Sie verweigerte jede Auskunft darüber.“

„Als ich hier im Haidehaus wieder vorfuhr, das Herz noch schwer von der Trennung von Adddy, sah ich im Garten, dort auf dem Rasenplatz, ein Kind spielen — das warst Du, mein Liebling! Bruder Adolph trat vor die Thür, noch finsterner im Aussehen als früher, und zog mich in sein Zimmer. Durch das Fenster zeigte er auf Dich und sagte die einzigen Worte: „Dies Kind ist mein Adoptivkind — morgen fahre ich zur Stadt und lasse gerichtlich feststellen, daß es meinen Namen zu führen berechtigt ist und kein anderer Mensch ein größeres Recht auf es hat als ich. Du hast mir die besten Jahre Deines Lebens gewidmet, Leonore, aber es gibt jetzt nur eine Möglichkeit für uns: Willst Du hier bleiben und dem Kinde Mutter sein, ohne eine einzige Frage weiter? Ueberlege es wol!“ fügte er hinzu (ich hatte ihn noch nie so weich sprechen hören), „wenn Du fühlst, daß Du es nicht kannst, so werde ich mit meinem letzten Groschen dafür sorgen, Dir eine andere Heimath zu gründen — das Kind aber bleibt hier!“

„Sprich nicht weiter, liebe gute Tante!“ rief Ise und küßte stürmisch die Hände des alten Fräuleins. „Ich weiß, was Du antwortetest! ich weiß, daß Du geblieben und Deiner Ise die beste Mutter geworden bist!“



Lieblosend strich die Tante die dunklen Locken aus der Stirn des jungen Mädchens. „Hättest Du nicht so dunkle Augen und Haare, Ilse, und wäre Adline nicht so blond und weiß gewesen, wie ein Engelsbild, könnte ich mir manchmal einbilden, Du sähest meiner lieben Schwester ähnlich. Es wäre auch kein Wunder, denn vom ersten Augenblick an glaubte ich, Du seiest das Töchterchen unseres Bruders, der leider schon seit langen Jahren verschollen ist und uns verlassen mußte, weil er in jugendlichem Leichtsinne gefehlt hatte. Du hättest somit ein Recht auf unsere Liebe.“

„Natürlich frug ich damals im Hause nach, wie Du hierher gekommen, und erfuhr von den Leuten, daß am Tage vor meiner Rückkehr aus Heiligensee ein Wagen mit einer fremden Person, augenscheinlich einer Dienerin, vorgefahren sei. Sie habe einen Brief und das Kind in das Zimmer des Herrn getragen. Nach einiger Zeit sei sie wieder fortgefahren, das Kind aber geblieben.“

„Du sprachst damals fertig englisch und auch noch eine andere Sprache, die ich nicht verstand — das befestigte mich in meinem Glauben, daß man Dich von weit hergebracht. Mehr als Deinen Namen Ilse konnte ich nicht von Dir erfahren, denn Du warst höchstens drei Jahre alt.“

Wieder schwieg Fräulein Leonore; sie vermied es, die eigentliche Frage ihrer Nichte zu beantworten, als diese mit der Beharrlichkeit eines verwöhnten Kindes weiter forschte: „Und Tante Adline! hat sie mich gesehen vor ihrem Tode?“ — „Du bist ihre letzte Freude gewesen auf dieser Welt!“ fuhr sie fort. „Wie ein geängstligtes Kind, das in die Irre gegangen, kam sie eines Abends todtmüde hier bei uns an, noch bevor das Jahr um war, das sie eigentlich in Heiligensee zubringen sollte. Ich erkannte mit Kummer, wie krank sie war und bettete sie in das einfache Zimmerchen, das sie früher bei uns bewohnt. Sie wollte durchaus keine ärztliche Hilfe annehmen und als sie es endlich auf unser Bitten that, war es zu spät.“

„Ein Herzleiden hatte sich überraschend schnell bei ihr ausgebildet, es bedurfte nur eines leisen Hauches, um das schwache Lebensfünkchen, das noch in ihr glühte, ganz zu verlöschen. Vom ersten Moment an, verlangte sie nach Dir, herzte und küßte Dich, als wäret Ihr alte Bekannte, und zum Glück warst Du auch gar nicht scheu gegen sie, sondern bliebst ruhig neben ihr sitzen; es hätte sie sonst wol geschmerzt. Ich glaube, auch sie sah in Dir das Kind unseres ältesten Bruders und liebte Dich deshalb beim ersten Anblick.“

„Nach drei Tagen schlummerte sie gegen Abend ruhig ein, um nicht mehr zu erwachen. Sie hatte mit Bruder Adolph eine kurze Unterredung gehabt, die sie sehr erregt, trotzdem er ihr Alles versprochen, was sie wünschte und sanft zu ihr war wie eine Mutter zu ihrem sterbenden Kinde. Sie hatte ihn gebeten, alle ihre kleinen Nabseligkeiten und Schmucksachen zu verkaufen und den Erlös dem Stifte einzuhändigen zu einem milden Zweck. Ich denke, sagte

sie, es wird wol ungefähr so viel sein, wie die Revenüen betragen für die dort verlebten Monate und die mir ausgezahlt wurden. Ich möchte Alles ersehen!“ Das ist denn auch geschehen, wie eigentümlich und unverständlich auch mir die Angelegenheit blieb bis zuletzt!“

## II.

Ilse stand, nachdem die Tante sie verlassen, noch lange sinnend am Fenster. Sie blickte hinaus über die gelben, jetzt in voller Blüte stehenden Lupinenfelder, die das Haus dicht umgaben und deren süßlicher Geruch bis in das kleine Gartenzimmer drang. Sie suchte vergeblich einen Faden, an den sich irgend eine Erinnerung aus der Kinderzeit anknüpfen ließ. Wie oft hatte sie diese Geschichte schon gehört! wie war das unselbständige, zarte Geschöpf, das sie

„Tante Addy“ nannte (obwol sie kaum wußte, ob sie berechtigt war, ihr diesen Namen zu geben), durch ihre romantische Schwärmerei und Anhänglichkeit an die Freundin der Mittelpunkt geworden, um den sich fast alle ihre Gedanken im Wachen und im Schlafen bewegten.

Erst der Ruf der Tante zum Mittagmahl störte sie aus ihrem Sinnen auf und kaum war dasselbe vorüber, so eilte sie hinaus, den großen Strohhut am Arm, denn zum Entsetzen des alten Fräuleins, befand sich derselbe fast immer an diesem Platz, statt das liebliche, etwas dunkel gefärbte Gesicht vor den Sonnenstrahlen zu schützen.

Die Haide war bald erreicht und auch ihr Lieblingsplätzchen dort, eine roh aus Holz gezimmerte Bank, im Schatten einer knorrigen Kiefer. Dort saß sie oft, aufmerksam dem Leben in der Natur lauschend, das sich um sie her entfaltete; aber heute hatte sie nicht Acht auf die Tausende von Bienen, die in dem purpurbühenden Haidekraut um sie schwärmten; sie beachtete nicht, daß der Bienenwächter eine lange Reihe von Körben aufgestellt hatte, um seine fleißigen Pflegebefohlenen die reiche Herbsterte einholen zu lassen; ihr Ohr lauschte nicht dem eintönigen Locken des Brachvogels oder dem Schrei des Kiebitz — sie sah im Geiste nur die zarte, schlankte Gestalt der Tante Addy dort am Baumstamm lehnen und sehnsüchtig hinüberblicken nach dem verbotenen Paradies, nach Johnstorf.

„Arme kleine Tante!“

murmelte sie vor sich hin, „sie freute sich gewiß nicht über den Sturm, wenn er kalt und rau aus dem Norden herüberweht, wie ich es thue; sie durfte nicht den Hut abnehmen und die Locken sich zerzausen lassen, wie es meine Wonne ist, und mit hellen Liedern versuchen, das Brausen des Windes zu übertönen. Sie war weiß und zart wie die Lämmchen des Schäfers da drüben und ich bin braun und stark wie sein treuer zottiger Bhylar!“ Ilse lachte laut auf bei dem Vergleich, und damit war die träumerische Stimmung, die selten lange bei ihr anhielt, vorüber.

Im nächsten Augenblick stand sie mitten unter der Herde, die der alte Schäfer langsam vor sich hin trieb. Sein Gesicht leuchtete vor Freude bei ihrem Anblick.

„Gottlieb!“ wandte sich das junge Mädchen, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, an ihn, „ist's wahr, daß Ihr schon dreißig Jahre Tag für Tag hier auf der Haide gehütet habt und Alles wißt, was darauf geschehen ist?“

„Das ist schon richtig!“ erwiderte der Alte, seinen breitkrämpigen Hut in den Fingern drehend. „Außer im Winter, wenn das Wetter gar zu schlecht war, bin ich jeden Tag hinausgegangen, schon beim Vater des Herrn Freiherrn.“

„Und“ — frug Ilse zögernd, „habt Ihr dann auch die Tante, das Fräulein Adline meine ich, manchmal hier draußen gesehen?“

„Oft und oft!“ klang es fast traurig aus des Alten Munde. „Sie war ein liebes, gutes, gnädiges Fräulein und mich reut keiner der kleinen Dienste, die ich ihr



Kamin aus Kirschbaumholz. Von Charpentier.





X. A. V. R. BREND'AMOUR

Ein Sommertag. Von E. Friedrichsen.



damals geleistet, als sie so große Angst vorm Herrn Bruder hatte und doch vor Sehnsucht verging — — —

„Ise sah ihn fragend an. „Wißt Ihr was von da drüben?“ sagte sie scheu, mit dem Kopf nach Johnstorf hinübernickend, „war Tante manchmal dort — heimlich?“

Gottlieb machte ein verlegenes Gesicht. „Ich sollte wol eigentlich nicht davon reden, gnädiges Fräulein, aber sie sind ja fast alle todt, die damals damit zu thun hatten: der Herr Baron und die Frau Baronin — unser Fräulein Adline ja auch! Da kann's wol nichts schaden, wenn ich die Wahrheit sage. Ja, oft genug hat sie hier gestanden im Schatten der alten Kiefer und so sehnsüchtig hinübergeschaut, daß man hätte glauben sollen, ihr ganzes Glück käme von da! und einmal — war es auch wirklich so! Der Herr Baron kam mit seiner jungen Frau über die Haide geritten, und als die beiden Damen sich erkannten, sind sie rasch auf einander zugekommen und haben lange zusammen gesprochen. Und die Baronin bog sich immer wieder vom Pferde herunter und drückte das kleine Fräulein an sich, die in einem fort lachte und weinte. Wäre der Herr Baron nicht ungeduldig geworden, hätten sie gewiß noch Stunden lang beisammen gestanden, und ich war nur immer bange, unser Freiherr würde sie von irgend einer Seite beobachten, denn hier draußen ist weit und breit keine Deckung zu finden und wir Leute wußten doch Alle, daß es dem Fräulein untersagt war, mit Johnstorf zu verkehren!“

„Und haben sich die Beiden dann noch öfter gesehen?“ frug Ise, die gespannt lauschte.

„Na,“ schnunzelte der Alte, „nachher hat mir das Fräulein gute Worte gegeben, daß ich sie nicht verrathen solle, sondern ihr helfen, und das habe ich auch gethan, und manches Briefchen ist von mir hinüber und herüber getragen worden; denn, mein Gott! was für ein Unrecht war denn dabei, wenn sie manchmal mit der Frau Baronin hier sprach unter dem alten Baum und ich unterdeß aufspähte, daß sich nichts Fremdes nahte? Wär's noch irgend ein heimlicher Liebhaber gewesen, vor dem der strenge Herr Bruder sie bewahren wollte, aber so! Nicht wahr, Fräulein Ise, da brauchte ich mir kein Gewissen daraus zu machen?“ Das junge Mädchen umging die Antwort durch eine Gegenfrage: „Und hat Niemand je davon erfahren?“

„Ich glaube nicht,“ erwiderte Gottlieb. „Der Freiherr ist viel zu stolz, um Andern aufzupassen, und daß er nicht durch Zufall dahinter kam, dafür sorgte ich. Er denkt, hat er einmal was verboten, dann wagt's schon Keiner, dagegen zu handeln, und im Ganzen ist das auch richtig. Von dem sanften, nachgibigen Täubchen, dem Fräulein Adline, hätte er's am wenigsten geglaubt!“

„Und war die Tante nie drüben bei der Baronin?“

„Selten!“ versetzte der Schäfer. „Meist kamen sie hier zusammen, und in den letzten Jahren brachte die Frau Baronin den kleinen Sohn mit, den herzte und küßte das Fräulein und konnte sich nicht satt an ihm sehen. Nur ein paar Mal, wenn die Sehnsucht zu stark war und der Freiherr gerade verreist, hat sie es gewagt. Um den Park, der das Schloß umgibt, läuft eine Hecke, in der damals eine Lücke war, durch die man bequem da hinein gelangen konnte, ohne vom Hause gesehen zu werden. Da ist das Fräulein ein paar Mal in der Dämmerung hineingeschlüpft und mit der Baronin in den langen Laubgängen spazieren gegangen, während ich draußen auf sie wartete, denn sie fürchtete sich, allein über die Haide zu gehen.“

Ise hatte träumerisch der Erzählung des Alten gelauscht. Wie schön mußte es sein, Jemand so lieb haben zu können! Das war wol der Mühe werth, der kleinen Gefahr zu trohen.

Und wie mechanisch schlug sie den Weg nach Johnstorf ein, dessen Schloß und Park sie seit Jahren von Weitem gesehen, aber eingedenk des Verbotes, das sich auch auf sie erstreckte, nie betreten hatte.

Heut trieb sie eine unwiderstehliche Sehnsucht vorwärts. Was die schüchterne Adline gewagt, davor sollte sie zurückschrecken? Nur einen Blick in die Allee wollte sie werfen, um sich ausmalen zu können, wie die Freundinnen dort gewandert, ihr Herz gegenseitig ausgeschüttet hatten. Wie schön mußte das sein! ob sie wol jemals einen Menschen finden würde, zu dem sie solches Vertrauen hätte?

Während dieser Betrachtungen war sie dem verbotenen Johnstorf immer näher gekommen. Der Schäfer Gottlieb hatte von einer Lücke in der Hecke gesprochen — ja wahrlich! nach kurzem Suchen fand sie auch heute eine solche, und ohne viel zu überlegen, trat sie ein.

Wie es immer nur der erste Schritt ist, der eine gewisse Ueberwindung kostet, hatte auch Ise von dem Moment an, wo sie den Park betreten, alles Andere vergessen, und sie wanderte mit Entzücken von einer schönen Baumgruppe zur andern, sich der nie zuvor gesehenen Pracht der Blumenparterres und ausländischen Pflanzen freuend.

Die beiden Güter der Lehnsvetterin waren freilich grundverschieden und der arme Freiherr gar stiefmütterlich behandelt vom Geschick. Selbst wenn ihm die Mittel zu Gebot gestanden hätten — der Boden drüben in Haidehaus war

so schlecht, daß sich nichts darauf schaffen ließ und Ise, die so lange sie denken konnte, vom Hause nicht entfernt gewesen war, hatte keine Ahnung von so üppigem Baumwuchs wie sie hier ihn fand.

In stummer Bewunderung wanderte sie weiter und dachte an kein Umkehren, selbst als sie auf der Terrasse vor dem Hause stand und dort die Glashüren, die unmittelbar in die Zimmer führten, offen fand. Seit Jahren war das Schloß unbewohnt, der Besitzer meist auf Reisen — was sollte sie heut hindern, auch in das Innere desselben einen Blick zu werfen? So bald würde die Gelegenheit dazu sich nicht wieder bieten, und so trat sie leisen Schrittes ein.

„Der alte Kastellan läßt gewiß hier lüften,“ dachte sie und sah sich neugierig um; es war ihr, als schaute sie in ein Märchenland, als sie von einem Zimmer in das andere schritt.

„O, warum ist es bei uns nicht auch so schön!“ seufzte sie in kindlicher Freude an den kostbaren Stoffen, den bequemen Möbeln und interessanten Gemälden.

Am Ende der langen Zimmerreihe betrat sie ein kleines rundes Gemach, mit dem Ausblick auf den smaragdgrün schimmernden Rasenplatz, dessen Rand von tief herabhängenden Buchenzweigen begrenzt war. Die Wände des kleinen Raumes waren mit demselben rothen Stoff überzogen wie die niedrigen Möbel, die in allen Ecken und Nischen umherstanden.

Aber Ise hatte für alles dies kein Auge. Ihre Blicke hafteten auf einem Bilde in alterthümlichem Rahmen, das über dem eleganten Damenschreibtisch hing; es war das Porträt einer blonden Dame in weißem Kleide, mit sanftem, träumerischem Auge. Das junge Mädchen fühlte sich unwillkürlich davon gefesselt und stand still bewundernd davor. Erst ein Geräusch hinter ihr weckte sie aus ihrem Sinnen und ließ sie sich umwenden, um gleich darauf beschämt den Versuch zu machen, das Zimmer zu verlassen.

In dem schmalen Thürrahmen stand die Gestalt eines jungen Mannes, der lächelnd ihre Bestürzung bemerkte und artig sagte: „Ich hoffe, ich bin nicht Schuld daran, daß Sie fliehen wollen?“

Ise fühlte das Blut in ihre Wangen steigen; erst jetzt wurde ihr klar, wie unbescheiden sie hier eingedrungen. Verlegen stotterte sie: „Ich wußte nicht, daß Jemand anwesend war — ich glaubte, das Haus sei unbewohnt. — Vielleicht wollen Sie es auch besichtigen? — es sind so schöne Sachen hier.“

„Ich bin in Johnstorf zu Haus,“ sagte lächelnd der junge Mann, eine Pause in den hastig vorgebrachten Erklärungen benutzend. „Mein Name ist Baron von Reienstedt. Ich bin erst seit kurzem hier angekommen, sonst,“ fügte er verbindlich hinzu, „würde ich nicht in der Lage sein, meine schönen Nachbarn nicht einmal zu kennen. Sie wohnen doch gewiß in der Nähe?“

„Ich bin die Ise, drüben vom Haidehaus,“ erwiderte das junge Mädchen heiter, den Baron unbefangen musternd; „ich heiße auch Reienstedt! Haben Sie noch nichts von Onkel Adolph gehört?“

Ein ernster Zug glitt über das Gesicht des jungen Schloßherrn. „Aus dem Haidehaus!“ rief er, „dann ist's freilich kein Wunder, daß Sie so verklärten Blickes vor jenem Bilde standen. Ich habe Sie vorher beobachtet und konnte nicht begreifen, was eine Fremde daran fesseln konnte. Für ein Fräulein von Reienstedt hat es freilich mehr Bedeutung, und nun ist mir auch die Familien-Ähnlichkeit erklärlich, die Sie mit Ihrer Tante Adline haben, trotz der Verschiedenheit in der Farbe des Haars und der Augen.“

„Tante Adline!“ rief Ise erfreut aus. „Ist das ihr Bild? wirklich? aber wie kommt das hierher? wir besitzen nicht ein einziges Porträt von ihr! O wie freue ich mich, endlich ein Bild von ihr zu sehen!“ und damit trat sie wieder vor das Gemälde und versenkte sich in das Anschauen desselben, während der Baron sie lächelnd beobachtete.

„Wissen Sie wol, gnädiges Fräulein,“ sagte er jetzt, „wenn Adline Ihre Tante ist, so sind wir eigentlich Vetter und Cousine?“

„Lehnsvetter, weiter nichts!“ warf sie schnell ein, in der Erinnerung an die abwehrenden Worte, die sie so oft, freilich im schärferen Ton, vom Onkel gehört.

Aber das wollte Baron Kurt nicht zugeben. „Wirklich,“ beharrte er, „die Verwandtschaft ist gar nicht eine so entfernte. Ich weiß ganz bestimmt, daß ich jene Dame bei Lebzeiten, Tante Adly“ und sogar oft „meine kleine Mama“ genannt und sie auch wirklich sehr lieb gehabt habe, daraus folgt . . .“

Ise ließ ihn nicht ausreden. „Also Sie sind der kleine Junge, der mit seiner Mama auf die Haide kam, um die arme einsame Tante zu sehen?“ rief sie, aber dabei fiel ihr auch der weite Rückweg ein. „Ich muß fort!“ sagte sie ängstlich, „erfährt Onkel, wo ich gewesen bin, wird er sehr böse sein. Lassen Sie mich gehen!“ fuhr sie bittend fort, als der junge Mann einen Versuch machte, sie aufzuhalten.

„Wir haben uns gewiß noch Vieles zu erzählen,“ sagte er. „Denken Sie doch, wie reizend, daß wir uns gleich als Verwandte gefunden! Ich bin immer nur vorübergehend hier

gewesen, so daß ich kaum erfuhr, daß Ihre Angehörigen nahe bei wohnen. Und doch —“ fügte er sinnend hinzu, „will's mir immer scheinen, als wären wir uns nicht fremd, als hätte ich Sie schon früher gesehen; und die Erinnerung an eine Zeit, von der ich nur Momente im Gedächtniß habe, kommt mir dabei zurück. Können Sie sich nicht entsinnen, als ein kleines Kind in einem weißen Hause, an einem großen See gelegen, gewohnt zu haben? Erinnern Sie sich nicht eines Italiensers, der Gärtner war und Giacomo hieß, einer Wärterin, die mit Ihnen und einem Knaben, der Kurt hieß, Muscheln suchte im heißen Sande? Freilich,“ fügte er lächelnd hinzu: „das Kind, welches ich meine, ward meist noch auf dem Arm der hübschen Bionda getragen und trug lange weiße Kleider, es würde kaum noch etwas davon wissen.“

Ise schüttelte lachend den Kopf. „Nein!“ sagte sie, „ich bin nie in Italien gewesen. Tante Leonore sagt, ich wäre direct aus Amerika zu ihnen gekommen, hätte meist englisch gesprochen und mein Vater wäre bald darauf drüben gestorben. Doch nun lassen Sie mich fort; es wird dunkel und ich fürchte mich sonst auf der Haide.“

„Wollen Sie nicht wenigstens noch das Wohnzimmer meiner Mutter sehen? Dieses hier war ihr kleines Schreibkabinet, in dem sie am liebsten verweilte; deshalb hat sie auch das Bild ihrer Freundin hier placirt und es nicht weggenommen — selbst als die Freundschaft aufgehört und im letzten Jahre eine Entfremdung eingetreten war, die mir selbst als Knabe damals auffiel.“

„Also wirklich,“ rief Ise erstaunt aus, sind die Beiden nicht bis ans Ende sich treu geblieben? Wenn man sich so lieb gehabt, kann man dann überhaupt von einander lassen?“

Er sah sie mit eigenthümlich leuchtendem Blick an. „Wol Ihnen, Fräulein Ise,“ sagte er mit bewegter Stimme, „wenn Sie noch solchen Kinder glauben an die ewige Beständigkeit der menschlichen Neigungen haben. Meine arme Mutter hat, wie ich glaube, schmerzliche Erfahrungen darin gemacht; sie liebte Fräulein Adline über Alles, hätte ihr wol jedes Opfer gebracht — ein sehr ernster Grund muß das Zerwürfniß herbeigeführt haben. Das Nähere habe ich nie erfahren, denn ich war damals noch Kind, und seitdem habe ich nicht oft daran gedacht.“

Ise erwiderte nichts. Es war ihr nicht recht, etwas wie einen Tadel aussprechen zu hören über die, an der sie mit so schwärmerischer Liebe hing.

Dann traten Beide in das daran stoßende Gemach. Raum hatte das junge Mädchen jedoch einen Blick hinein geworfen, als sie verwundert zu ihrem Begleiter auf sah: „Träume ich!“ rief sie, „oder bin ich schon früher hier gewesen? Wie ist das möglich?“ Und mit schnellem Schritt eilte sie zu einem Schränkchen in der Ecke.

„Wie schade, daß der Schlüssel fehlt, sonst hätte ich mich gleich überzeugt, ob Alles nur ein Spiel meiner Phantasie ist. Hier standen damals die schönsten Spielsachen — ein Pferd, dessen Ohren sich bewegten . . .“

„Und dessen Sattel und Zaumzeug man abnehmen konnte,“ unterbrach sie Kurt lebhaft. „Es waren meine kleinen Schätze, die meine gute Mutter hier duldet. Sie müssen bei ihr gewesen sein und ihr Herz gewonnen haben, sonst hätte sie Ihnen meine Sachen nie anvertraut!“

(Fortsetzung folgt.)



Die Verjuche, den Kamin in das moderne deutsche Wohnzimmer einzuführen, begegnen mancherlei Schwierigkeiten. Klima und Lebensgewohnheiten verlangen in der norddeutschen Häuslichkeit zuverlässigere und dauerhaftere Wärmezeuger. Der Ofen, am Beginn unseres Jahrhunderts ein bloßer Bedürfnisbau, hat sich auf seine alten Traditionen besonnen, kleidet sich in warmtönige Farben-Nüancen, bedeckt sich mit ornamentaler Plastik. In der alten Kunsttöpferstadt Meissen, in Magdeburg, in Potsdam und Berlin (bei Gebr. Danberg) entstehen moderne Gebilde von feiner Farbe, lebhafter Decoration, mit und ohne Glasur, die man Majolika, Chamotte, holländische Defen nennt, je nach ihrer Eigenart, die aber als entzückend modern zu betrachten sind. Der Ofen hat eingesehen, daß er in Formenreiz, einladender Traulichkeit, künstlerischer Erscheinung an dem Kamin einen gefährlichen Nebenbuhler findet und deshalb strebt er ebenfalls nach jenen Vorzügen. Der Kaminbau ist auch in der deutschen Kunstindustrie lebhaft gefördert worden. Die Berliner Gewerbe-Ausstellung hat in den Zimmerausstattungen stilvolle und künstlerisch reich ausgestattete Bildungen dieser Art gezeigt. Alle paßten sie sich aber bei altdeutschen Zimmereinrichtung sitgerecht an. Für moderne Ausstattungen, für andere Geschmacksformen war die Mehrzahl jener



Kamine schwer verwendbar. Was sonst in Deutschland auf diesem Gebiete gearbeitet wird, die Kamine von farbigem Marmor, die vorzüglichsten Arbeiten von Lauchhammer, von Ikenburg und anderen Hüttenwerken, das ist sehr schön und geschmackvoll, aber es gibt uns nur den Kamin an sich, will nicht mehr bedeuten als ein solcher. Bei uns ist ja der Kamin nur eine Art Luxusstück im Zimmer, der den Ofen kaum entbehrenlich macht. In Frankreich gehört er zur Nothwendigkeit. Es gibt dort kein Zimmer ohne einen solchen und meist concentrirt sich auf ihn der hauptsächlichste Schmuck des Wohnraums. Das ist natürlich. Um den Kamin gruppieren sich Familie und Geselligkeit, den Kamin hat man stets vor Augen während langer Winterabende, nirgends plaudert sich's angenehmer, als dort beim Glimmen und Knistern des Feuers; selbst kleinere Mahlzeiten, eine Tasse Thee, eine selbst über seiner Gluth geröstete Brodchnitte genießt man in der traulichen Runde, die ihn umgibt; Stuhlhuh und Armleuchter, Bronzen und Rippes, Japonmerien und Fächer baut man deshalb auf dem Kamin auf, dem Auge zum Zeitvertreib in leeren Momenten. Der vornehme Haushalt verzichtet auf solchen losen Schmuck. Er will in dem Aufbau, der Ornamentirung selbst dem Auge wolgefällig erscheinen und wenn er Fremdes hinzusetzt, so mag das ein Kunstwerk, ein Gemälde, ein Relief sein. An demjenigen Exemplar, dessen Abbildung wir als Beispiel prachtvoller Ornamentirung eines solchen Aufbaues bringen, herrscht die Sculptur entschieden vor. Kaum eine Handbreit ruhiger Fläche wird uns da geboten, Alles ist aufgelöst und belebt von tragenden und schmückenden Gliedern. Dabei wird den constructiven, den tektonischen Verhältnissen doch bei aller Ueppigkeit Rechnung getragen. Der Kamin baut sich auf aus zwei Theilen. Der untere, der eigentliche Feuerbehälter, wird, vornehm umrahmt von tragenden Frauengestalten, die hermenartig aus stark verzerrten Schäften herauswachsen, auf einen kräftigen Sockel gestellt. Löwenköpfe tragen die Architektur des Oberbaues, Renaissancefäulen, überreich sculptirt, ein breites, prachtvoll gearbeitetes Gesims mit kräftiger Bekrönung. Diese architektonische Gliederung umspielt discret, aber doch ungemein reich, figuraler Schmuck von Thierköpfen, Laubwerk, Akanthus und geschmücktem Leistenwerk. Die constructiven Theile des unteren Abjages nehmen die Feuerstätte ein, die oberen bilden das Gerähme zu einem niederländischen Gemälde. Ein solcher Kamin ist dazu bestimmt, den Mittelpunkt einer eleganten Saloneinrichtung zu bilden. Können wir nun, so stellt sich für uns Deutsche die praktische Frage, Derartiges mit Erfolg in unsere Häuslichkeit einführen, entweder in genauer Nachbildung oder aber in Verwerthung der Hauptmotive? Wir stehen nicht an, diese Frage zu bejahen. Das Schöne nimmt man eben, wo man es findet. Die Werthung wird sich dahin richten müssen, ob Kamine überhaupt für unsere klimatischen und sonstigen Lebensverhältnisse empfehlenswerth seien. Gänzlich werden wir den Ofen weder entbehren können, noch wollen. Da aber in einer größeren Stadt von Zimmern selten alle diese Räume gleichmäßig zu erwärmen nothwendig ist, wird man in einem Zwischengemach, einem Vouboir, einem an den Salon grenzenden Pfandertischchen, vielleicht selbst im Schlafzimmern, falls es an einem gut durchheizten Raume liegt, mit einem Kamin auskommen, der außerdem noch die Dienste als trefflicher Ventilator leistet, die Luft erneuert und reinigt. Haben wir aber eine passende Stelle zur Anlage eines Kamins gefunden, so wird die Form desselben sich nothwendig nach der sonstigen Ausstattung richten müssen. Für Herrenzimmer, für jeden Raum mit hoher Holztafelung an den Wänden wird die Benutzung dieses Modells aus Nußbaum sich unbedingt eignen. Mag man das Ornamentale, alle Holzsculptur auch etwas beschreibener halten, man mag für die Gebilde, statt der französischen Renaissance, die Formen der deutschen wählen, die so grundverschieden untereinander gar nicht einmal sind — jedenfalls wird man der Composition Charpentier's den Grundgedanken, das Constructive, den Aufbau und die Gliederung entnehmen können, wird von den bekannten Formen unserer deutschen oder altdeutschen Kamine einmal abweichen dürfen, um etwas zu schaffen, was an sich absolut schön zu nennen ist. Schwieriger dürfte es schon sein, dieses Muster in anderem Material als in Holz nachzubilden, da es dem Charakter des Stoffes sich unbedingt unterordnet. Holzkamine sind in Deutschland bisher nicht gewöhnlich gewesen. Man denke aber, daß der Kunstschöpfer von diesem Kamin die Motive entnimmt zum Entwurf der Thürgerüste, der Holzdecken, der Leistenwerke, der gesamten Poisterie, daß er diese Motive nur überall leicht durchklingen läßt, sie überall variirt, so müßte sich damit doch eine Gesamtstimmung von edelster Harmonie und stillvoller Vornehmheit schaffen lassen. Derartige Erwägungen haben uns bestimmt, den Entwurf Charpentier's den Lesern darzubieten.

M o s i k .

**Die musikalische Sommertoilette.** Der Mai ist in Berlin der Thürschlüssel der Concertsäle und der Herold der Sommeroper. Mit seiner Ankunft endet die Oberherrschaft der königlichen Oper, ihre besten Mitglieder gehen auf Urlaub und es kommen die Gäste, die manchmal recht erfreulich Gutes bieten, im Ganzen aber dem Zusammenspiel, dem Zueinandergreifen der verschiedenen Kräfte Förderung nicht bringen. Die alte Klage über die unpassenden und unwirksamen Operntexte, welche bisher meistens nur die deutschen Dichter dieser Gattung trafen, kann diesmal mit verdoppelter Kraft gegen die französischen Textfabrikanten gerichtet werden, welche dem bekannten und geschickten Componisten Lecocq das unglaubliche Flickwerk aller Unwahrscheinlichkeiten und Langweiligkeiten unter dem Titel „Die Canarienprinzessin“ geboten haben. Daß Lecocq, der vor einigen Jahren mit seiner „Mlle. Angot“ einen sehr glücklichen Wurf gethan, auch mit dem „Kleinen Herzog“ günstige Erfolge erzielt hat, für das neue Textbuch keine wirksame Musik fand, dafür kann ihn strenger Vorwurf nicht treffen. Nur ein ganz naives Genie vermöchte, von solchem Unsinn ungestört, aus dem Born seiner musikalischen Phantasie Gefälliges zu schöpfen. Und vielleicht nicht einmal dieses! Man weißt manchmal auf die „Zauberflöte“ hin, als auf ein schlechtes Textbuch, zu welchem Mozart eine so unbeschreiblich herrliche Musik geschrieben hat. Aber man vergißt, daß, abgesehen von dem himmlischen Genie, unter dessen Händen alles zu reinem Kunstglobe ward, im Texte der Zauberflöte der Unsinn mehr in den Worten als in der Wahl des Stoffes und in den Charakteren liegt. Letztere enthalten so viele wirksame Gegensätze, daß sie der musikalischen Stimmung eher Förderung bieten als Hinderung bereiten. Aber in den Singspielen unserer Zeit („Operetten“) sind die Charaktere so unglaublich hohl und aller stärkern Empfindung bar, daß es als wahres Wunder erscheint, wie überhaupt auf solcher Unterlage noch Musik erkunden werden kann.

Nun aber ist die Zeit da, in welcher die Musik nicht mehr

wie im Winter zu den gesellschaftlichen Nothwendigkeiten gehört, wo man nicht mehr in Concerte und erste Opernvorstellungen gehen muß, weil es eben unerlässlich ist, da gewesen zu sein; wer jetzt Musik treibt, den treibt es dazu. Und da möchten wir denn an unsere Leserinnen die freundliche Mahnung richten, daß sie sich nunmehr ihr Sommermusikprogramm selbst feststellen, und in einer Weise, die ihnen Nutzen und Vergnügen in Aussicht stellt. Man entwirft ja Reisepläne, man nimmt irgend ein Bad oder einen Sommeraufenthalt in Aussicht, trifft Vorbereitungen für die Toilette, sucht nach Robemustern u. s. w. — warum sollte man nicht der geistigen Toilette einige Aufmerksamkeit zuwenden können? Es gelte einen Versuch! Wie wär's, wenn jede Musikfreundin sich nun eine Anzahl Stücke guter Musik, die sie noch nicht kennt oder noch nicht genau studirt hat, für den Sommer zurechtlegt und ihre Muse oder vielmehr Musenstunden, in denen ihr die richtige musikalische Stimmung kommt, dem langamen und richtigen Studium dieser Stücke widmet? Ist sie noch nicht so weit vorgeückt, daß sie dem Selbststudium allein vertrauen darf, so kann sie sich von dem Lehrer die ersten Grundlagen der Auffassung, allenfalls den Fingerhieb einzelner schwieriger Stellen andeuten lassen. Aber der eigenen Mühewaltung muß sie doch das Meiste vorbehalten; dann erst wird sie wahre Freude genießen. Selbstverständlich gilt das hier Gesagte nur für das Studium guter Musik. Was aber ist gute Musik? Diejenige, bei welcher wir die Ueberzeugung gewinnen, daß sie uns geistigen Gewinn bringt, d. h. wahre Erhebung über den Tag und seine Nöden, Schwächen und sonstigen Mähen.

S. Ehrlich.

**Die allgemeine deutsche Pensionsanstalt** für Lehrerinnen und Erzieherinnen im Jahre 1882. — Wieder liegt der Redaction ein Jahresbericht über die in immer weiteren Kreisen wirkende Anstalt vor, und wieder hält sie es für Pflicht, namentlich die jüngeren Lehrerinnen zu baldmöglichem Eintritt in dieselbe zu mahnen. Eintrittsgeld wie Jahresbeiträge sind dann wesentlich niedriger, und von vornherein sichern sich die jungen Mädchen den Schutz und die Unterstützung der Anstalt, die schon so mancher geholfen; weiß doch auch die Jugendliebe nicht, wie leicht und wie bald sie selbst in den Fall kommen kann, die helfende Hand zu vermissen! — Von dem gedeihlichen Wachsthum des Instituts und seinem segensreichen Wirken mögen nachfolgende Thatsachen Zeugniß geben. Die Zahl der Mitglieder ist seit Ende 1881 um 51 gestiegen; sie lautet jetzt auf 1056. Die Jahreserinnahmen für 1882 beliefen sich auf 181,956 M.; die Ausgaben auf 18,666 M.; so entstand ein Vermögenszuwachs von 163,290 M.; das Gesamtvermögen beläuft sich nun auf 1,102,190 M. — An 24 Personen ist i. J. 1882 Pension gezahlt worden; an 67 Personen Beihilfe zu Baderreisen, außerdem an 51 Personen Hilfe in unverschuldeter Nothlage geleistet. Wände Thräne der Sorge ist so getrocknet, mancher nagende Schmerz gestillt; aber Unendliches bleibt zu thun und wird gethan werden, wenn der segensreichen Anstalt mehr und mehr die gabenfrohe Sympathie des Publikums gewonnen werden wird. Dazu wollen doch auch ebelfestigte Frauen, die „berufenen Pflegerinnen alles Guten und Schönen,“ immer eifriger mitwirken! — Zuwendungen für den Hilfsfonds nimmt entgegen Herr Ministerial-Director Greiff, W., Unter den Linden 4.

**Der Grand Prix.** Eine drastische Schilderung des diesjährigen Longchamp-Rennen, das sich zu einem großartigen Volksfeste herausgebildet hat, gibt der Correspondent der N. s. Pr. Im Grunde genommen ist es immer dasselbe Schauspiel, derselbe Vorgang, dieselben Reibenschaflichkeiten, derselbe Aufwand, dieselbe Spielwuth und dasselbe großartige Durcheinander von Menschen, Wagen und Pferden, und dennoch erfüllt es alle Jahre eine große arbeitende und lebenslustige Stadt mit einem eigenartigen unbändigen Fieber, das erst mit dem Augenblicke aufhört, als der „Sieger“ in Windeseile vor dem Pforten des Schiedsrichters vorbeijagt. Der unerwartete Sieg eines französischen Pferdes „Frontin“ — der Herzog von Castries ist der glückliche Eigentümer desselben — verjagte das Publicum in ein unbeschreibliches Delirium. Man hätschelte und streichelte den vierbeinigen Sieger und die Damenwelt überschüttete den Jockey mit Blumen — die Damenwelt des Turfs! — und hierbei erörtert der Correspondent auch das interessante Kapitel der Toiletten. In der Erfindung und dem Aufwande von Toiletten, schreibt er, ist Paris unerjährt. Es wechselt der feinste Geschmack mit den bizarrsten Einfällen, die Summe aller Grazie mit der komischen Karikatur. Richtige Toiletten hatten in diesem Jahre den Vorzug, leichte feine geblümete Stoffe, die sich an die geschmeidigen Glieder schmieghelnd anschmiegen (frei nach Wagner!) und welche die Sonnenstrahlen auffangen und eine optische Täuschung hervorriefen, als wäre die Trägerin durchsichtig und überhaupt blos aus Licht zusammengesetzt. An den Hüten eine Sammlung der feinsten Obhutungen — nur zum Hineinbeißen — aber auch von den Schirmen hängen schwere Pfäumen und Trauben herab, offenbar, um die Pariser Späßen und Gimpel anzulocken. Die Späßen kamen freilich nicht, aber die Gimpel. Selbst wenn Diamanten billig wie Kieselsteine wären, müßte man noch von deren Verschwendung sprechen. Leider ging mit der Schneider-, Friseur- und Goldschmiedekunst auch eine andere höchst bedenkliche Kunst im gleichen Schritt, nämlich die Selbstmalerei, die das Erstaunliche an Lippenpurpur, an Rosenwangen, an schön geschwungenen Augenbrauen, an geweihten Nacken und sogar an überfüllten Armen leistete, eine verdamnte Kunst, welche Einem die Freude an einem Meisterwerke der Schöpfung verbirbt und im Optimisten selbst den Verdacht aufkommen läßt, es sei Manches falsch im Staate Dänemark.

Unsere Illustrationen.

**Ein Sommertag** (von Friedrichsen). Ueber Wald und Feld weht Sommerstille und Sonnenglanz; kaum daß die Wipfel der schlanken jungen Buchen im leisen Lusthauch sich regen, die blühenden Rohrhalme sich vor seinem weichen Druck ein wenig abwärts neigen. Ein stiller klarer Spiegel ist der einjame Waldteich; darüber flattert unsteten Fluges der zierliche Bläuling, das stolze Pfauenauge hin, und goldschimmernde Libellen streifen mit glashellem Flügel spielend die blühende Fläche. Kuckuckruf hallt dann und wann aus schützendem Dickicht herüber, und träumend lauscht auf seinen prophetischen Sang das Mädchen, unachtend fast der jungen Schwester, die unter ihrer Obhut die blühenden Glieder von der kühlen Welle wonnig umspielen läßt. Gibt er guten Bescheid, der weißsagende Vogel? Ach, schon stoßen

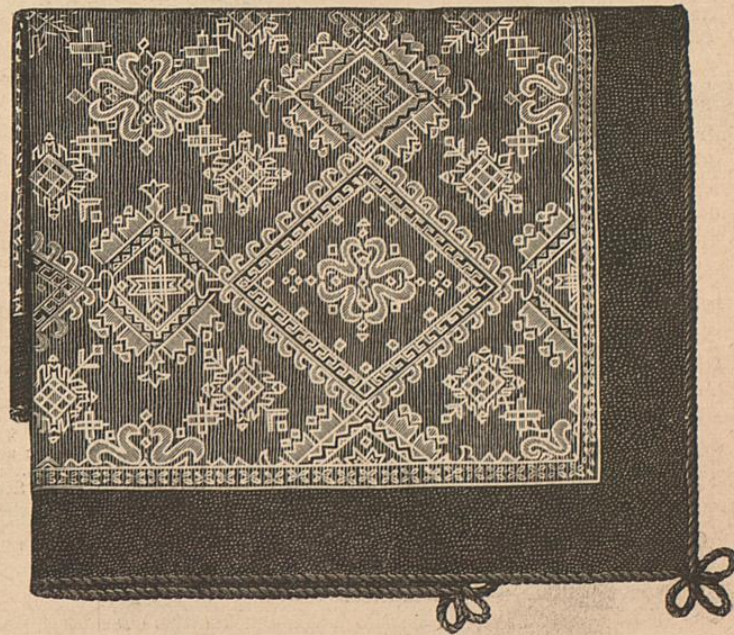
zwei Sommer hin, seit sie mit ihm, dem sich ihr junges Herz ergeben, an eben dieser Stelle saß und — wie heute — dem Plätschern der Welle, dem Ruf des Kuckucks lauschte! Wann wird er wiederkommen, kluger Vogel, wann? — O wie schwer ist es Harren und Hoffen, wenn das Herz nach einem Wiedersehen bangt! —

**In einem Madrider Kaffeehause.** Warten müssen, ist höchst peinlich, das weiß alle Welt, zumal wenn ein hübsches Amüjement in Aussicht steht und die Zeit kostbar ist. Und gibt es ein größeres Amüjement, als einer romeria beizuwohnen? Und ist nicht heute die romeria des Schutzpatrons von Madrid, St. Jsidro, und strömt nicht schon seit Stunden und Stunden die ganze Bevölkerung der Hauptstadt hinaus zum Thor, dahin, wo, eine Viertelmeile vor der Stadt, die herrlich geschmückte Kapelle des Heiligen von hundert Zelten und Baracken, Spielbuden und Tanzplätzen umgeben ist und die jota aragoneso noch mehr lockt als der Genuß der manzanilla und valdeponne; wo eine schön gepuhte Menge alle Sorge des Lebens für einen vollen Sommertag vergißt und zum Schluß, als gewichtiges Andenken an St. Jsidro, ein köstlich Gebetbüchlein oder ein blumengeschmücktes Heiligenbild mit nach Hause bringt! — Ja wäre man erst da! Aber die Gesellschaft ist noch nicht vollständig! Immer noch fehlt Donna Ines, die ewig nicht fertig wird, ihrer Mantille den zierlichsten Faltenswurf zu geben, und die Männer haben sich aus Verdruß am Warten schon in ein politisches Gespräch gestürzt — doch nein! da ist sie endlich! Und schöner, imposanter denn je! Wahrlich, die Zeit verfloß ihr nicht unbenutzt. Selbst der französische Gargon starrt sie an, als wär's die Mutter Gottes von Murillo! Ja sie ist eine stolze Schöne, Donna Ines! — Aber wir haben keine Zeit mehr zu verlieren mit ihrer Bewunderung — also auf zum Fest! Es wird so wie so wenig mehr davon übrig sein! —

Notizen zu Mode und Handarbeit.

Wenn auch die Mode im Sommer weniger rigoros ist, soweit es die Mantellets und Umhänge betrifft, und jugendlichen Gestalten gern die Freiheit gewährt, ohne die oft so lästige Hülle Visiten und Promenaden anzutreten, so sorgt sie doch auch andererseits wieder für reiche Auswahl in diesen Toilettegegenständen, die ein großes Contingent des schönen Geschlechtes, selbst im heißesten Sommer nicht missen mag. Der leichteste Artikel dieser Art bleibt immer das Spitzen- tuch, der Spitzenschawl oder ein Fichu aus Spitzengewebe, freilich nur in schwarzer Farbe. Gute Spitzen aber stehen so hoch im Preise, daß die daraus gefertigten Gegenstände immer exclusiv bleiben und somit auf Erjaß bedacht worden ist. Als solcher bewähren sich die unlängst im Handel erschienenen Tücher und Shawls in Chenillestoff, die außerordentlich weich (das Gewebe bester Qualität ist reine Seide), schmiegsam und leicht in jeder Beziehung ihren Zweck erfüllen. Ihr einfaches und doch elegantes Aussehen macht sie zu jeder Toilette geeignet, um so mehr, als sie in jeder modischen Farbe getragen werden. Olive, blau, terracotta, fraise eröme; einfarbig, mit dunklerer Vorüre und hellerem Fond, einfarbig mit gesticktem Blumenplein u. s. w. u. s. w. sei nur erwähnt, um die besten, der Mode entsprechenden Creazioni hier anzuführen. Die abgestufteren Sorten, ebenfalls in allen Farben vorrätig, sind aus Halbchenille (Wolle und Seide) und Wollenchenille, gleichfalls uni, mit Vorbüren und mit Stickereiplein. Die Shawls haben ohne Franze eine Breite von 48 Cent., ihre Länge beträgt 170 Cent.; die Franze ist 9 Cent. breit. (Bezugsquelle: Modes-Bazar Gerjon und Comp.)

Bei der Reiseausrüstung für einen stabilen Sommeraufenthalt trifft man in der Regel auch Vorsorge, einjame Stunden angenehm zu verkürzen, regnerische Tage weniger empfindlich ertragen zu können. Neben guter Lectüre dient dazu eine hübsche, das Schönheitsgefühl anregende Handarbeit, die in ihrer äußeren Veranlagung dazu angethan ist, auf Reisen mitgenommen zu werden, also weder kostbare Stoffe noch zarte, fragile Zuthaten erfordert oder durch Ein- und Auspacken, Druck und dergleichen leidet. Einige ebenso neue wie hübsche Handarbeiten stellen die nachfolgenden Abbildungen dar. Als Material zu Decken, Kissen u. s. sei zuerst der Bourrettestoff, dann auch der kurz geschorene Wollenplüsch erwähnt. Man ist immer noch bemüht, durch die verschiedensten Farben- und Mustercombinationen die syrischen und arabischen Dessins der „Kameel- und Feltajchen“ nachzubilden, die, nach einem bei Spindler oder Judlin vollzogenen Läuterungsproceß, gern zu Divans, Stühlen, Kissen u. s. w. verwendet werden. Die Chaiselongue-Decke Abb. 1 — eine solche Nachbildung — ist auf graublauem Bourrettestoff von tiefer Farbe mit Hamburger Wolle in einer bronzebraunen Schattirung in Stiel-, Platt- und Kettenstick, sowie mit langen losen und Ueberhangstichen von olivfarbener und hellblauer Wolle genäht. Die Dessinfiguren, 4 verschobene Vierecke, die den mittleren pleinähnlich gefüllten Raum begrenzen, sind nach vorgezeichneten Linienbessins in den genannten Sticharten ausgeführt.

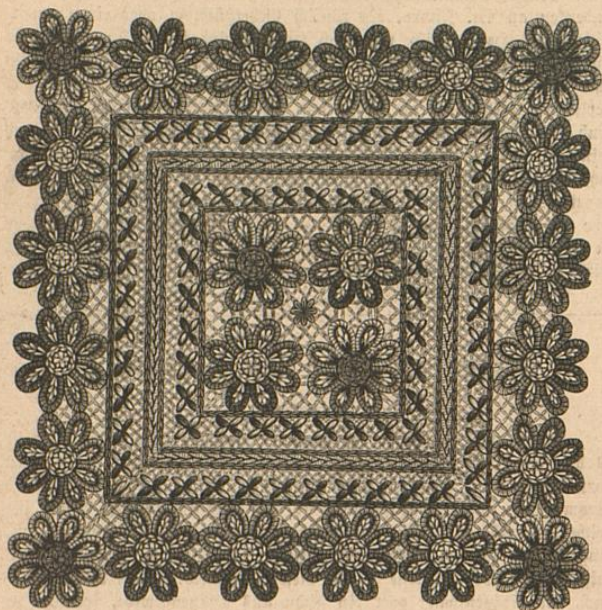


1.



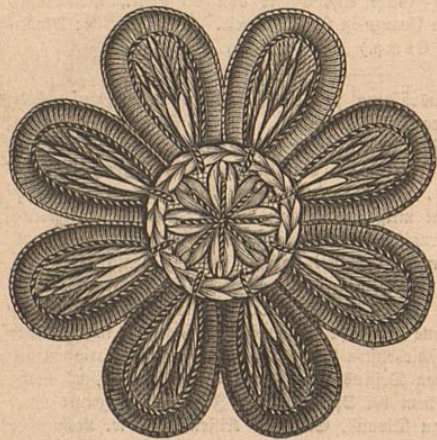
Diese Stickerei verdient ihrer einfachen und schnell fördernden Art, sowie ihres schönen Effectes halber besondere Beachtung. Das Original hat eine Größe von 128 zu 150 Cent., davon kommen 15 Cent. auf den Rand aus bronzebraunem Seidenplüsch, welcher den Fond der Decke rings umgibt. Außerdem ist letztere mit leichter Wattirung und Kaschmirfütter und am Außenrande mit starker Wollenschnur versehen. In dieser Stickereiart werden übrigens auch Tischdecken und Kissen, kleine Teppiche und Polsterbekleidungen gefertigt.

Die kleinen Schutzdecken für Tische und Postler liefern immer noch den Beweis für die unveränderte Herrschaft der matten und gedämpften Farbentöne. Als Grundstoff ist zur Herstellung dieser Deckchen gewebter Spitzenstoff beliebt, dessen Dessinsfiguren durch Benähen von Seide, Wolle und Metallgepinnst kräftiger zum Ausdruck gebracht werden. An einzelnen Geweben sind die Dessinsfiguren auch noch durch eine Auflage von starker baumwollener Rundschnur martirt, wodurch eine reliefartige Wirkung erzielt wird, wie das mit Abb. 2 gegebene Deckchen, das aus Rosetten und Spitzenzwischenzügen besteht, zeigt. Die letzteren sind im Längsrichtung eingearbeitet und zwar



2.

wechselt dabei die 3 Farben: holzbraun, blau und fraiseroth mit einander ab, von denen je eine durch 3 Nuancen an je einer Rosette vertreten ist. (Die dunkelste Nuance ist für die nach außen gekehrten, Blättchen verwendet.) Der innere Raum jedes Blattes ist im Plattstich mit olivfarbener Wolle, sowie mit Andern von Seide und Krausgepinnst gefüllt. Der Stern von olivfarbener Wolle, inmitten jeder Rosette, ist umkränzt von gleichfarbigen Kettenstichen. Die Sternfiguren zwischen den mittleren und den Außenrosetten sind mit langen losen Stichen von Seide in zwei Olivnuancen gearbeitet, die dicken Schnüre, welche die Zwischenzüge begrenzen, mit Kettenstichen und glatt angenähertem Krausgepinnst überdeckt. Unter Benutzung der Abb. Nr. 3 kann man die Rosetten auch aus anderem Stoff herstellen und einem Guipüre-, Tüll- oder Filztond appliciren.



3.

Neben den vielen Arbeitsarten, welche die Neuzeit auf das Niveau erhoben hat, behauptet doch die Tapissierarbeit (Kreuzstichstickerei) ihr altherkömmliches Recht, und viele Damen verharren nach wie vor in Gefinnungstreue zu ihr. Freilich hat auch sie sich den

Wandlungen der Kunstgesetze und des Stiles beugen müssen, und zu ihrem Vortheil. Denn nicht mehr begehen wir heute den abgeschmackten unmotivirten Dessins, den Thierköpfen, Jagdszenen, unmöglichen Blumen etc. Gerade die letzteren sind durch Anmuth und Schönheit der Farben wie der Zeichnung berufen, in der Tapissierarbeit eine Rolle zu spielen und demgemäß hierin am meisten begehrt. Ein Kissen, neu und silblich componirt, zeigt Abb. Nr. 4. Aus schifflichem Grunde steigen rankende, silblichfarbene Wasserblumen und Blätter empor, die sich leicht und zart vom Hintergrunde abheben.



4.

Hübsche Rosettenquasten, neu in ihrer Art, zieren die Ecken des Kissens. (Bezugsquelle: König, Berlin, Jägerstr. 23.)

Die reich garnirten, mit Puffen, Volants und Plüsch besetzten Kleider lassen sich schwer mit gewöhnlichen Kleiderbürsten reinigen. Bei größter Sorgfalt verbleibt Staub in den Falten und Fältchen, welchem Bürsten mit großer und breiter Fläche nichts anhaben können. Diesem Uebelstande tritt eine kleine Bürste in Form der Abb. Nr. 5 entgegen. Das Holzgestell derselben ist nur 9/2 Cent. lang, unten 3 Cent. breit, die Vorstienfläche nur etwas über 1 Cent. breit.

Bermittelt die zugepöhlte Seite und der schmalen Fläche lassen sich Volants, Puffen, Plüsch sehr gut reinigen, auch ist die Bürste so handlich und bequem, daß sie bei geeigneten Gelegenheiten in der Tasche beherbergt werden kann.

Der kleine mit Plüsch bezogene und einer Spiralfeder versehene Knopf (Abb. 6) dient zum Befestigen der Antimacassars oder Schoner auf Sophas und Sesseln, welche letztere beständig die Reizung haben, herabzurutschen oder beim Anlehnen sich zu verschieben. Durch Anschrauben mittelst zweier solcher Knöpfe, die in verschiedenen Farben und Stoffen vorhanden sind, wird dieses verhindert.

Die Hauswäsche, d. h. Handtücher, Putz- und verschiedenen Sorten Küchentücher, namentlich solche ohne entsprechende Bignetten, auf den ersten Blick von einander zu unterscheiden, versteht man sie mit Aufhängeln, welche mit den betreffenden, roth eingewebten Bezeichnungen versehen sind. Die Abb. 7 zeigt ein solches Handtuch zum Theil mit dem Aufhängel „Silbertuch.“ Andere, es gibt deren 12



7.

verschiedene, führen die Bezeichnung „Messertuch,“ „Gläser Tuch,“ „Kerzertuch“ u. s. w. Für glatte, weiße Hauswäsche, aus sogenanntem Schneidezeug gefertigt, ist diese Art des Zeichnens sehr zu empfehlen. (Bezugsquelle: Hahn, Berlin, Jägerstr. 41.)

### Feine Küche.\*

Strahburger Gänseleberpaste wird meistens in folgender Weise servirt: Mit einem Löffel nimmt man das obere Fett ab, legt die Terrine etwas in warmes Wasser oder umwickelt sie mit einem in heißes Wasser getauchten und dann ausgerungenen Tuch bis die Pastete sich fügen läßt; nun stellt man sie erst an einen kalten Ort 15 bis 20 Minuten, schneidet sie dann in zierliche, 1/2 bis 1 Cent. dicke Scheiben, legt sie entweder an mirton mit Aspice garnirt auf elegante Schüsseln und gibt dünne Schnitte Pumpernickel — den Herren am liebsten — oder Weißbrodschnitte geröstete oder frische dazu, auch kann man verschiedene Brodorten reichen, dann triffst man sicher jeden Geschmack, oder man legt die Pastetenschnitte sternartig auf elegante Schüsseln; Pumpernickelschnitten und hellen und rothen Aspice legt man geschmackvoll in die Zwischenräume. Auch mit einem silbernen Chlöffel kann man, ist das obere Fett abgenommen, gleichmäßig Portionen ausstechen und arrangirt diese dann zierlich mit Aspice auf Schüsseln. Bei Jagd- und Herrenfrühstück, auch in Familienkreisen gibt man die Pastete in der Terrine zu Tisch — Butter noch dazu zu geben ist wenig gebräuchlich, da selten Jemand zu der sehr fetten Pastete noch Butter nimmt.

Reinholchocolate. In etwas frischer Butter schmilzt man 1 Chlöffel voll feines Mehl und schüttet, sobald dieses im Rührköffel kocht, 1 Liter kochendes Wasser hinzu, gibt 200 Gramm mit einer halben Schote Vanille fein gestoßenen Zucker und 1/2 Kilo Buderchocolate in die siedende Masse und kocht sie unter sorgfältigem Umrühren 1/2 Stunde, fügt nun 2 Flaschen Wein, Weiß- oder Rothwein, hinzu, kocht die Chocolate nochmals auf und zieht sie mit 6 Eigelben ab.

Marions (Eisbogen). An 400 Gramm Zucker reibt man die Schale einer kleinen Citrone ab, schabt den Citronenzucker ab, rührt den übrigen Zucker und rührt ihn nebst dem Citronenzucker mit 8 ganzen Eiern zu Schaum und fügt nach und nach 400 Gramm Mehl unter Rühren hinzu. Ein Blech bepinselt man mit Butter, streicht die Masse wie ein Messerrädchen dick darauf, streut geschälte, ganz fein geschnittene Mandeln darauf und bäckt den Kuchen bei mäßiger Hitze langsam gar. Nachdem es aus dem Ofen gezogen, schneidet man das Badwerk in etwa 6 Cent. breite Streifen und gibt ihnen auf dem Runderholze eine gebogene Form. Auch mit einem Ausstecher kann man runde Kuchen ausstechen und diese rasch auf dem Runderholze biegen.

Kartoffel-Polenta. Zur Beauemlichkeit der Damen gab ich auf Seite 79 von 1879 zur Polenta die Kartoffelmenge mit 4 Suppentellern voll an, d. h. die ganzen Kartoffeln und diese sollten erst gerieben werden und nur was hinter das Reibeisen fällt, sollte benützt werden. Alle Recepte des Bazar sind bei 5 bis 7 Gängen für 12 bis 15 Personen berechnet. Ein vorzügliches Recept zur Polenta ist folgendes: 200 Gramm zu Schaum gerührte Butter mischt man mit 8 Eigelben, 1 Kilo geriebenen Kartoffeln, 1/2 Liter süßen Rahm oder guter Milch, 50 Gramm geriebenem Parmesan, 1/2 Pfund Salz, etwas Muscatnuß, zieht den Schnee der Eier hindurch, füllt die Masse in eine gebutterte Porcellan-Auflaufform, gießt zerlassene Butter darüber, überstreut das Ganze leicht mit Käse und Panirmehl und bäckt die Polenta 30 Minuten, worauf man sie sofort zu Tisch gibt.

S. S. W.

\* Wir veröffentlichen nachstehende Recepte auf Wunsch mehrerer Abonnentinnen und bemerken noch, daß einfache Recepte in Menge in dem von F. S. W. verfaßten, bei König und Ghardt erschienenen Küchenkalender von 1883 enthalten sind. Letztere Recepte für den einfachen Tisch wurden auf Wunsch von Frau Fanny Lewald besonders darin berücksichtigt.

### Beschreibung des colorirten Stahlstich-Modenbildes vom 1. Juli.

Fig. 1. Kleid aus volle mit Stickerei. Der aus crème-farbenem Taffet gefertigte Rock dieses Kleides ist mit einem 25 Cent. hohen, in Toffalten geordneten Volant aus gleichfarbigem Reps garnirt, dem eine 9 Cent. breite Spitze aufgesetzt ist. Außerdem bedeckt denselben ein mit Stickerei verzierter vorderer Lunitattheil aus crème-farbener volle, welcher gemäß der Abb. in Falten geordnet und am unteren Rande mit 9 Cent. breiter gleichfarbiger Spitze besetzt ist. Der hintere Lunitattheil und die Taille sind aus buntgemusterter volle hergestellt; letztere ist mit einem in Falten geordneten Bauisch von glatter volle verbunden, sowie (bergl. die Abb.) mit gleichem gefalteten Stoff, mit Stickerei und Spitze garnirt.

Fig. 2. Kleid aus Pephyr. Der am unteren Rande 210 Cent. weite Rock ist aus dunkelrothem Pephyr gefertigt und mit einem 80 Cent. hohen, à plissé gefalteten und wie in der Abb. mit 10 Cent. breiter Spitze verzierter Theil von gleichem Stoff ausgestattet. Die Garnitur der faltigen Lunita und der Hüftentaille bilden Spitze, sowie Rosetten und Enden von 5 Cent. breitem rothen Atlasband. Hut aus braunem Manilla-Geflecht mit einem Kranz von Mothblumen.

Auflösung des Rebuz Seite 192.  
Großmama.

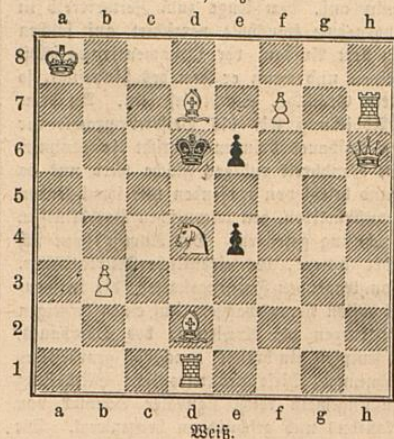
Auflösung der zweifelhigen Charade Seite 192.  
Rheingold.



### Schach.

Aufgabe Nr. 107.  
Von Miß Beechey.  
Schwarz.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 105 Seite 176.



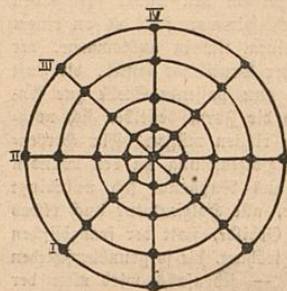
Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

- 1. D d 8 — f 6. Schwarz.
- 1. T f 7 n. f 6 oder T anders. Weiß.
- 2. S e 6 — c 7 oder D f 6 — f 3 matt. A. Weiß.
- 1. . . . . Schwarz.
- 1. L e 5 n. f 6 oder L anders. Weiß.
- 2. S e 6 — f 4 oder L g 4 — f 3 matt. B. Weiß.
- 1. . . . . Schwarz.
- 1. S e 3 besetzbar oder d 6 n. c 5. Weiß.
- 2. 2 e 2 — e 4 oder D f 6 n. e 5 matt.

### Schach-Correspondenz.

Herrn A. Hermann. In Nr. 95 auf 1 L h 8 — a 1, L a 4 n. c 6 setzt nach den Regeln des Schachspiels allerdings 2 D b 1 — b 5 matt. — Camillo Jacic. In Nr. 103 ist 1 D g 1 — h 2 unrichtig wegen T g 6 n. f 6. — Heinrich Abel. Auf 1 D g 1 — c 5 schlägt c 5 die Dame. — F. G. Sch. in Hartha. Wenn in Nr. 103 Weiß 1 g 4 — g 5 spielt und Schwarz h 7 — h 5 antwortet, setzt g 5 n. h 6 matt, da nach den Regeln der Bauer im Vorübergehen geschlagen werden kann. Siehe: „Kleines Lehrbuch des Schachspiels von F. Dufresne,“ Seite 13. — M. S. in Valkensiedt und J. Jahn. In derselben Aufgabe folgt auf 1 S f 6 — h 5 †, K g 7 n. g 8 und auf 2 L a 2 n. b 3 †, T g 6 — e 6.

### Aufgabe.



Die Anfangsbuchstaben der vier Wörter ergeben den Namen eines Gottes der Römer.

### Skat-Aufgabe.

Mittelhand hat: die vier Duben, Treff-Aß, König, Neun, Piques-Zehn, Coeur-Aß und Zehn, sagt darauf Grand an, und das Spiel ist unverlierbar, wie auch die Karten sitzen und wie auch die Gegner spielen mögen.

Vorhand spielt zuerst Pique-Aß, Mittelhand gibt Pique-Zehn, Hinterhand Pique-König. Darauf zieht Vorhand Coeur-Sieben, Mittelhand gibt Coeur-Aß, Hinterhand Carreau-Acht. Muß nun Mittelhand, um das Spiel sicher zu gewinnen, zuerst Treff-Neun oder Coeur-Zehn ziehen?

In einem der beiden Fälle kann das Spiel verloren gehen. Wie müssen dann die Karten vertheilt sein und wie müssen die Gegner spielen?

### Correspondenz.

Literatur und Kunst. Frau Anna v. M., Groß-B. Wir empfehlen schon einmal Hoffmann's „Haushaltungsbuch.“ (R. Thieme's Verlag, Stuttgart.) Es ist sehr praktisch eingerichtet und sein Gebrauch wird sich für jeden Hausstand nützlich erweisen. — Junge Schriftstellerin, Köln. Orientiren Sie sich aus Heinrich Groß's „Deutschlands Dichterinnen und Schriftstellerinnen.“ (Wien, C. Gerold Sohn.) Dieses unter werthigster Beihilfe der Frau Baronin Emma von Dindlage, sowie anderer Literaturkenner und Freunde abgefaßte Buch führt vom Jahre 1100 an bis auf unsere Gegenwart die schriftstellernden Damen nebst ihren Hauptwerken und kurzem Lebensabriß auf 271 Seiten vor und wird im Ganzen wie im Einzelnen Ihre Interesse erregen. Was ihm an Vollständigkeit fehlt, wird wohl in einer 3. Auflage ergänzt werden; aber schon jetzt bietet es auf engem Raum viel.

Verschiedenes. Helene B., Schweidnitz. Verzierte Rathschläge ertheilen wir grundsätzlich nicht, consultiren Sie in beiden Fällen einen tüchtigen Arzt, der das Allgemeinbefinden der Patienten gewissenhaft prüfen muß. — E. M. in Niga. Wir erbitten Ihre Abreise. — Mademoiselle Fauna. Anonymen Briefen weisen wir keinen Werth bei. Schreiben Sie unter voller Adressenangabe an die unter „Bezugsquellen“ im Bazar schon oft genannten Firmen König oder Krappe. — Agnes F. in Lüneburg. Nichtig, richtig, richtig! — V., Danzig. Zum Eintritt in die Akademie wird verlangt: 1. correcte Zeichnung von Köpfen nach Gyps, 2. die Berechtigung zum einjährigen Militärdienst. Fehlt letztere, so erleichtert eine Bescheinigung der Akademie über besondere Anlagen zur Malerei das betreffende Examen. — Sophie W... m, Lemberg. Das Buch erschien 1872 in R. Gaertner's Verlag in Berlin und wird von jeder Buchhandlung besorgt. — C. B. Ihr Gedicht ist nicht übel gedacht, aber sprachlich noch vielfach mangelhaft. Auch in profobischer Beziehung bleibt gar Manches zu wünschen übrig. — A. v. R., Hamburg. Die C. F. Amelang'sche Verlagsbuchhandlung publicirt eben eine dritte, vortreflich ausgestattete Gesamtausgabe von Joseph von Eichendorff's poetischen Werken. Der 1. Band brachte die lyrischen Dichtungen, stark vermehrt durch bisher ungedruckte Lieder, der 2. Band die Romane „Dichter und ihre Gefellen“ und „Abnung und Gegenwart.“ Weiteres folgt. Lassen Sie sich diese schöne Ausgabe empfohlen sein.

Die nächste Nummer erscheint am 16. Juli.

Da der Bazar, wie bekannt, vierteljährlich nur 12 Mal erscheint, das Quartal aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Vierteljahr eine Woche, in welcher keine Nummer ausgegeben wird.